Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 32 (1982)

Heft: 1

Artikel: Ein sozio-ökonomisches und ein politisches Kapitel aus der Regeneration

Autor: Bucher, Erwin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-80874

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EIN SOZIO-ÖKONOMISCHES UND EIN POLITISCHES KAPITEL AUS DER REGENERATION

Von Erwin Bucher

1. Der Brand von Uster aus dem Jahre 1832

Unter Verwertung des gleichnamigen
vom ehemaligen Handweber Jakob Stutz verfassten Theaterstücks

Inhalt

Einleitung 5
Die Spinnstube, ungefähr aus dem Jahre 1807 18
Die Webstube ums Jahr 1814 24
«Um's Jahr 1824. Fabrikantennoth» 33
Der Ustertag von 1830 48
Im Jahre 1832, vor dem Maschinensturm von Uster 58
Der Maschinensturm von Uster vom 22. November 1832 70
Verhör, Prozess und Urteil 82
Die Sylvesternacht 1832, Lehren aus dem Brand von Uster 92
Zusammenfassung und abschliessende Bemerkungen 102

Einleitung

In jüngster Zeit hat sich das Interesse der Geschichtsforschung in zunehmendem Masse dem Leben der einfachen Menschen zugewendet. Da die unteren Volksschichten nur wenig Selbstdarstellungen hinterlassen haben, sind jene, die uns überliefert wurden, für die Geschichtswissenschaft von besonderem Wert. Zu den bedeutendsten schweizerischen Zeugnissen dieser Art aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dürften die Schriften des Zürcher Oberländers Jakob Stutz, 1801–1877, gehören. Er schrieb einerseits für das Landvolk, zu dem er sich bekannte, anderseits wollte er bewusst ein getreues Porträt dieser Menschen zeichnen. Auch seine Selbstbiographie: «Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben» – in der die ersten fünfundzwanzig Jahre den breitesten Raum einnehmen – trägt den Untertitel: «Als Beitrag zu näherer Kenntnis des Volkes».

Stutz wuchs im Weiler Isikon, der zur Gemeinde Hittnau im Bezirk Pfäffikon gehört, als eines von neun Kindern wohlhabender Eltern auf. «Der Vater machte bedeutende Geschäfte in der Baumwollenfabrikation, wobei er ein paar hundert Handspinner und Weber beschäftigte. Zu diesem besass er noch einen ausgedehnten Gütergewerb» – Landwirtschaftsbetrieb – «und einen Handel mit Holz[1].» Seine Mutter starb, als er noch ein Kind war, und bald darauf, im Jahre 1813, auch sein Vater. Es war kaum zu vermeiden, dass der Verlust beider Eltern den sozialen Abstieg des Zwölfjährigen einleitete. Sein älterer Bruder übernahm das elterliche Gewerbe. Da er von der Fabrikation nichts verstand, musste sie aufgegeben werden; auch etwa die Hälfte des Landwirtschaftsbetriebes wurde verkauft. Stutz war bei seinem älteren Bruder, von dem er oft Schläge erhielt, «Männbub», das heisst, er musste beim Pflügen das Vieh führen. 1816 starb auch der Bruder, und der Fünfzehnjährige kam zu seiner Gotte, wo er als Müllerknecht und Männbub diente. Als Siebzehnjähriger erntete er ersten Dichterruhm und wurde mit seinem «Uerschenlied» beim Zürcher Landvolk allgemein bekannt. 1819 zog er zu einer Schwester, deren Mann in seinem Hause einige Weber beschäftigte. Er fand hier als Handweber ein ordentliches Auskommen und fühlte sich dabei glücklich, wie aus seiner Selbstbiographie verschiedentlich hervorgeht. Wie schon seine Gotte, die Müllerin, meinte es auch seine Schwester gut mit ihm.

Da nun doch feststand, dass Jakob Stutz nicht Bauer werden wollte, verkaufte der Vormund im Jahre 1822 den Rest des väterlichen Bauerngutes. Der Betrag, den der Einundzwanzigjährige jetzt erben konnte, war gross genug, dass mancher ihm riet, an seiner Stelle würde er keinen Streich mehr arbeiten. Seine finanzielle Lage gestattete ihm jedenfalls, vorübergehend bei einer anderen Schwester in Sternenberg in Kost zu gehen und dort seinen Schulsack zu ergänzen beim Pfarrer und beim Lehrer, die wie manch andere fanden, seine schriftstellerische Begabung befähige ihn zu mehr als bloss zum Weben. Nachdem er doch wieder zum Webstuhl zurückgekehrt war, holte ihn Thomas Scherr im Jahre 1827 an die Blindenschule in Zürich als Arbeitslehrer, gleichzeitig gab er ihm Gelegenheit, seine Bildung weiter zu verbessern. 1830 veröffentlichte Stutz das erste Bändchen seiner «Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt», die bis auf sechs Bände anwuchsen und grossen Beifall fanden. 1836–1841 war er als Schullehrer in Trogen tätig. Wie schon in Zürich, so musste er auch diese Stelle seiner homosexuellen Neigungen wegen aufgeben und wurde deswegen sogar ins Zuchthaus gesteckt. Es ist daher verständlich, dass er 1842 einer alten Neigung folgte und sich in Sternenberg eine Einsiedlerklause schuf, die mit ihrer Vorhalle und dem kleinen Türmchen auf dem Dache an eine Kapelle erinnerte. Dort dichtete er, widmete

1 Stutz, Selbstbiographie, S. 24.

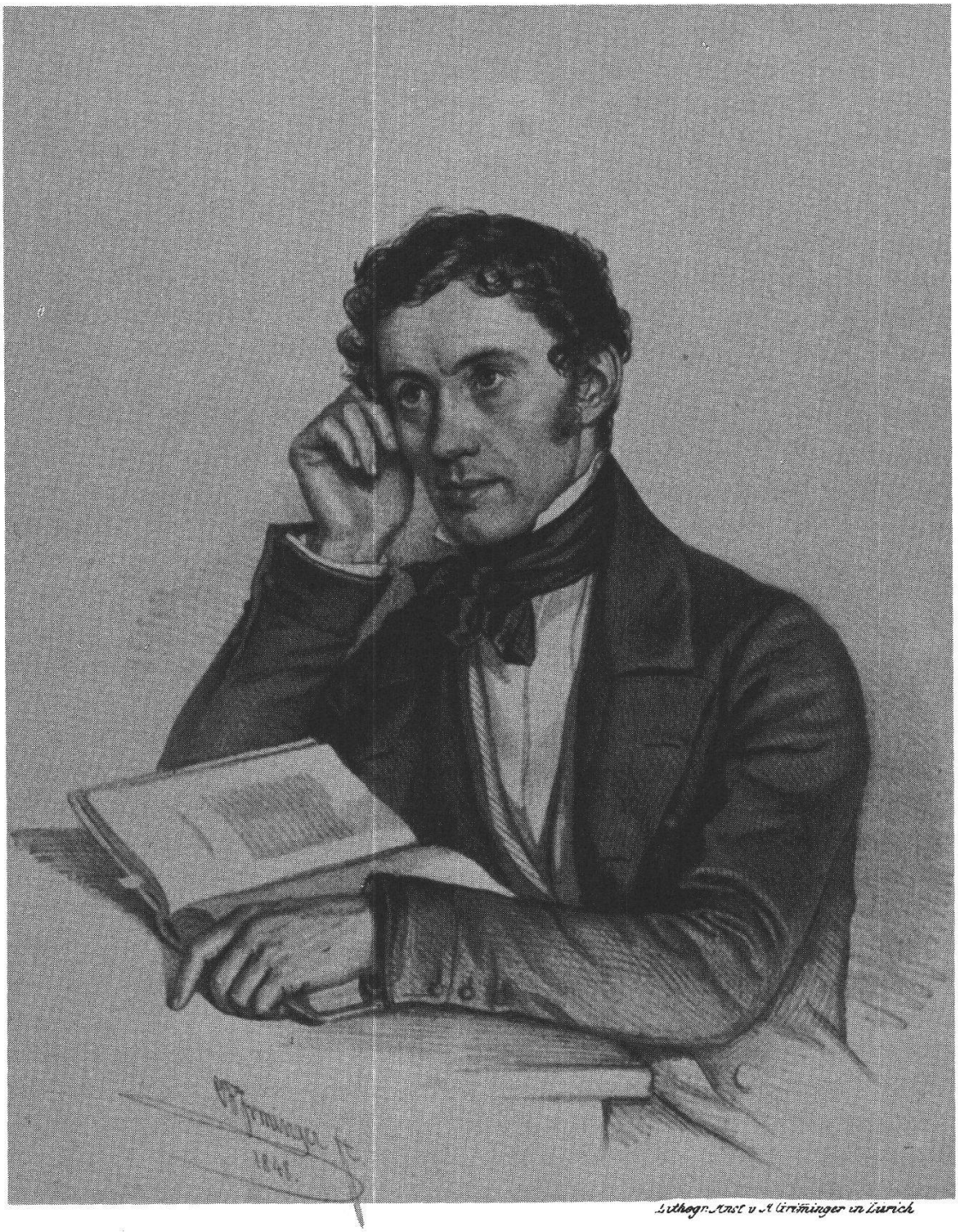


Abb. 1. Jakob Stutz, Lithographie nach einer Zeichnung von Carl Friedrich Irminger aus dem Jahre 1848. (Nach dem Exemplar in der Zentralbibliothek Zürich.)

sich gemeinnützigen Aufgaben und erhielt sehr viel Besuch. 1856 musste er auch hier weichen. In den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens fand er nirgends eine Bleibe, war zeitweise als Hauslehrer tätig oder beschäftigte sich mit der Inszenierung von Theaterstücken für die damals in vielen Dörfern entstehenden dramatischen Vereine[2].

Robert Weber, der ebenfalls aus dem Zürcher Oberland stammende Zeitgenosse von Stutz, schrieb 1866 in einer Kurzbiographie über ihn: Er «entbehrt ebensosehr einer höhern Bildung, wie einer schöpferischen Phantasie. Er hat es in seinem Leben nie zum Bruch mit der naiven Weltanschauung seiner ersten heimatlichen Umgebung gebracht; er war ein Feind aller Methode; er wollte das geistige Leben überall *unmittelbar,* nicht durch Bildung und Reflexion haben; er hatte sich so in die letzten Heimlichkeiten des Gebirgsvolkes am Hörnli und am Bachtel, dem er selbst angehörte, eingelebt, dass Keiner so wie er im Stande war, Sitte und Unsitte dieses Landestheiles zu beschreiben. Stutz idealisirt nirgends; er *photographirt* das Leben in der oft harmlosen, oft widrigen Beschränktheit, worin es sich ihm zeigt. Seine Sitten- und Seelengemälde sind bis auf den letzten Strich ungeschminkte Wahrheit, Fleisch und Bein aus einer Zeit, wo die kalten Streiflichter der beginnenden Aufklärung die umhüllenden Nebel des Aberglaubens, des Vorurtheils und der 'guten' alten Sitte noch nicht durchbrochen haben.»[3]

Was Stutz hier negativ angelastet wird, dass er nämlich immer der naiven Weltanschauung seiner ländlichen Umgebung verhaftet blieb und nicht die Fähigkeit besass, von den Menschen, unter denen er lebte, innerlich Distanz zu nehmen, erhöht den Wert seiner Schriften für uns und erlaubt es, diese unter die seltenen Selbstdarstellungen der unteren Volksschichten einzustufen und als Quelle zu benützen.

Nicht nur für den Volkskundler, sondern auch für den Historiker ist das bedeutendste Werk von Jakob Stutz von Interesse: «Der Brand von Uster oder: die Folgen verabsäumter Volksaufklärung in Wort und That.» Ein «Zeitgemälde», das im Vierteljahrhundert von 1807 bis 1832 spielt. Josef Nadler nennt es ein «dramatisches Zeitbild, von naturalistischer Schärfe, doch ohne Einsicht in das Wesen der Bühne gearbeitet»[4]. Emil Ermatinger hält ebenfalls fest, dass sich Stutz nie über das Landvolk erheben wollte, aus dem er hervorgegangen sei. Er gibt eine ausführliche Inhaltsangabe des «Brandes von Uster» und bemerkt dazu: «Stutz hat hier einen fast genialen Griff getan. Als erster im deutschen Sprachbereich hat er, zwei Menschenalter vor Gerhard Hauptmanns 'Webern', den Explosivstoff des beginnenden Industrialismus zur Darstellung gebracht.» Ermatinger bedauert im allgemeinen die «uferlose Plauderhaftigkeit» von Stutz und rügt am

2 Vgl. Haas.
3 Weber, S. 294.
4 Nadler, S. 353.

«Brand von Uster» insbesondere: «Das Ganze ermüdet durch die unerträgliche Breite, an der die episch-dramatische Zwitterform nicht am wenigsten schuld ist.»[5] Der Historiker und wohl auch der Volkskundler wird sich weniger an der manchmal ausufernden Breite des «Zeitgemäldes» stören, denn er findet auch in den plauderhaften Längen des Stückes immer wieder Informationen über Weltbild, Denken und Fühlen der unteren ländlichen Volksschichten.

Der «Brand von Uster» war seinerzeit ein bekanntes und populäres Stück. Das Volk liebte in seinen Liedern und Theaterstücken «traurige» Inhalte: Unglücksfälle mit dem Anstrich von Moritaten[6]. Auch den Historikern des 19. Jahrhunderts war Stutzens Darstellung des Maschinensturmes von Uster geläufig. Gottlieb Egli flicht in seine Monographie dieses Ereignisses immer wieder Zitate aus dem Theaterstück von Stutz[7], und Theodor Curti bringt in seiner Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert einen Ausschnitt daraus[8].

Im Vorwort zu einer 1960 erschienenen Neuauflage der Selbstbiographie von Jakob Stutz wird darauf hingewiesen, wie volkstümlich dessen Werke immer noch seien. «Beinahe jeder Tösstaler kennt ihren Inhalt.»[9] Die wissenschaftliche Literatur des 20. Jahrhunderts nimmt aber nur selten Bezug darauf[10]. Dem Theater am Neumarkt in Zürich kommt das Verdienst zu, mit seiner Aufführung des Stückes vom Jahre 1974 wieder weitere Kreise auf dieses «Zeitgemälde» aufmerksam gemacht zu haben, auch wenn dessen Inszenierung die Aussage des «Brandes von Uster» als Aufruf zum Klassenkampf völlig missdeutete. Nicht nur der Inhalt, sondern schon das aufschlussreiche Vorwort sowie die Selbstbiographie von Stutz hätten eines anderen belehren müssen.

In seiner Selbstbiographie schreibt Stutz:

«Der traurig berühmte Brand von Uster am 22. November 1832 regte meine Phantasie von neuem zum Dichten auf und zwar in dem Mass, wie ich es noch nie empfunden hatte. Bisher war ich immer noch der Ansicht, wir könnten auch ohne Webmaschinen ganz gut existiren; diese seien nur da, um das arme Volk zu knechten und die Fabrikherren immer reicher zu machen. Ja, ich glaube, wäre ich an jenem Unglückstag in Uster gewesen, so hätte ich in meiner Unwissenheit vielleicht an der Zerstörung jener Fabrik Theil genommen, so gut wie Andere. Fassliche und gründliche Belehrung wurde mir erst zu Theil, als das Unglück geschehen war, daher drang jenes Ereigniss mir so tief zum Herzen und das Unglück der Betreffenden,

5 Ermatinger, S. 563ff.
6 Vgl. Stutz, Selbstbiographie, S. 476.
7 Egli.
8 Curti, S. 444f.
9 Stutz Jakob, *Sieben mal sieben Jahre aus meinem Leben,* Winterthur 1960, S. 7.
10 Eine Ausnahme macht z. B. Braun I.

das musste ich oft fühlen, als ob's mein eigenes Unglück wäre. Und darum that es mir oft so weh, wenn die so hart Verurtheilten in ihren Ketten klirrend an mir vorüber gingen, ich Manche derselben als brave und ehrliche Leute kannte und sie von rohen Karrenziehern, versoffenen Holzscheitern und Waschenträgern als Halunken, Gauner u.dgl. beschimpfen und verspotten hörte. Da erst wurde mir klar, wie die meisten Leute in der Stadt das Leben und die Zustände der Bergbewohner ganz irrig auffassen und heute noch über diesen wichtigen Punkt nicht ganz im Klaren sind.

Da ich nun das Glück hatte, belehrt zu werden, hätte ich so gerne auch Andere belehren und zu dem die Lebensverhältnisse jener Leute, sowie die Beweggründe der Frevelthat deutlich der Wahrheit gemäss darstellen wollen.

In dieser Absicht und in tief bewegter Gemüthsstimmung begann ich, als dritten Band der Gemälde, den Brand von Uster zu beschreiben. Zeit dafür fand ich nur in den Stunden der Nacht, wenn Alles schlief oder am frühen Morgen, und dann hörte ich jene Unglücklichen in ihren Ketten an unserm Hause vorüber an die Arbeit auf die Schanzen gehen, was mich jedes Mal wieder in eine aufgeregte Gemüthsstimmung brachte.»[11] – Die Verurteilten wurden beim Abbruch der Befestigungsanlagen von Zürich beschäftigt.

Die beiden Beweggründe werden hier ersichtlich, die Stutz dazu trieben, seinen «Brand von Uster» zu schreiben. Noch deutlicher wies er schon im Vorwort zum dritten Band der «Gemälde aus dem Volksleben» auf seine Motivation und die mit dem Stück verfolgte Tendenz hin:

«Lange hing ich in Gedanken dem unheilvollen Ereignisse nach, und immer klarer erkannte ich die Beweggründe, welche zu der strafbaren Handlung hintrieben. Zum innigsten Mitleid gesellte sich der Wunsch, meinen unglücklichen Heimatsgenossen, wenn nicht Hülfe, doch einigen Trost zu gewähren, und zwar dadurch, dass ich versuchte, einem grössern Theile des Publikums die Überzeugung beizubringen, es seien die Verurtheilten keine gemüthsverdorbene Bösewichte, sondern Menschen, die unter irrigen politischen Ansichten, unter Misskennung der industriellen Verhältnisse und unter banger Furcht vor der Zukunft – eine That beginnen, die ihnen als gerecht und nothwendig vorkam, die aber schon dem geläuterten Verstande, noch mehr dem strengen Gesetze als grobes Verbrechen erscheinen musste. ...

Wenn eine meiner Hauptabsichten bei Herausgabe vorliegender Blätter darauf gerichtet ist, den vom Unglück Betroffenen mildere Beurtheilung und wohl auch tröstende Theilnahme zu verschaffen; so geht eine andere Hauptansicht darauf hin, heilsame Belehrung zu verbreiten und dies einerseits unter meinen nähern Landsleuten selbst, anderseits aber unter denjenigen, die auf das Schicksal dieser Leute Einfluss üben mögen ... Nur wenn die Ausbildung gleichmässig mit der industriellen und völkerschaftlichen

11 Stutz, Selbstbiographie, S. 688ff.

Entwicklung fortschreitet, kann sich ein glücklicher Zustand gestalten. Da kommen wir auf die Hauptquelle des Unglücks bei Uster: *es ist die unglaubliche Versäumnis, die im Schulwesen Statt gefunden hatte, und die den lächerlichsten Vorurtheilen und Ansichten Raum gab.* Leute, welche meinen, die Welt habe da ein Ende, wo der Gesichtskreis die scheinbare Gränze bildet, können mit Sicherheit annehmen, dass mit Zerstörung von zwanzig künstlichen Webstühlen die Handweberei überall erhalten werden möge ... Mache man die untern arbeitenden Klassen mit der Erdkunde, mit der Geschichte bekannt, und die thörichten Ansichten werden bald verschwinden.»

Über die Personen des Stückes schreibt Stutz in seinem Vorwort:

«Indem ich nun den Quellen des Übels nachgespürt, reiheten sich mehre Generationen jenes Bergvölkleins vor meinem Blicke; treulich gab mir die Erinnerung Bericht über die Lebensweise und die Denkart derselben in verschiedenen Epochen. Die schaffende Phantasie hatte hier Nichts zu bewirken. Ich beschäftigte mich nur mit lebendiger Auffrischung früher aufgenommener Bilder. So erhielt ich ein Gemälde voll Wahrheit, und die vorliegenden Schilderungen dürfen keineswegs als Gebilde der Poesie gelten. Wo die Gegenstände einen poetischen Anstrich haben, da kommt derselbe aus der Lebensansicht und Handlungsweise jenes Völkchens selbst her.

Viele Äusserungen, die in diesem Gemälde vorkommen, sind wortgetreu aus dem Munde der Vorgeführten; manche der handelnden Personen sind ganz nach dem Leben gezeichnet. Wie sehr ich auch meinen Landsleuten mit herzlicher Liebe zugethan sei; ich habe nirgend auf Kosten der Wahrheit sie zu erheben gesucht. Dann muss ich aber auch mit eigentlichem Abscheu die Zumuthung von mir weisen, als wollte ich der ländlichen Einfalt spotten, als könnte ich zur Belustigung des Publikums meine Heimatsgenossen der Lächerlichkeit Preis geben.»

Es dürfte für uns wichtiger sein, zu wissen, dass Jakob Stutz beabsichtigte, seine Personen getreu nach dem Leben zu zeichnen, als ihre allfälligen historischen Vorbilder zu kennen. Felix, der Haupttäter des Maschinensturms in Stutzens Theaterstück, dürfte aber doch identisch sein mit Hans Felix Egli – Rellstenfelix – von Bäretswil, der vom Gericht als erster Urheber verurteilt wurde. Stutz, der in einer Nachbargemeinde von Bäretswil aufwuchs, hat ihn persönlich gut gekannt[12].

Manche Personen des Stückes bleiben als Charaktere eher blass, andere sind aus Fleisch und Blut. Dazu gehört der erwähnte Felix, der gefährlich aufkochen kann, dann auch die hitzige Babel, leicht beeinflussbar und daher vielfach vorschnell urteilend. Sie droht regelmässig ihrem eigenen und auch anderen Männern mit Schlägen, falls sie ihre Wünsche und Weisungen nicht befolgen, ist aber im Grunde doch wohl eher eine gutmütig-prahlerische Person. Chasper, der «Vater» der ersten beiden Bilder, dann

12 Egli, S. 4.

später der «Grossvater», ist ein Mann, der völlig aus seinem Gottesglauben heraus lebt und bei diesem auch in grösster Not Halt und Gewissheit findet. Er ist gegen jede politische Auflehnung oder «Reväluzion». Noch im Ancien Régime geistig geformt, fallen für ihn Gottesfurcht und Fügsamkeit gegenüber der Obrigkeit in eins zusammen. Dann wäre zum Beispiel noch sein Sohn, der nüchtern abwägende Nöggli (Johann Jakob), zu nennen, der schon als Knabe bei seinem Urteil zu beharren weiss. Als die Grossmutter die alte Gret als Hexe verschrie, die Kindern Krankheiten anhänge, wandte er ein, er wäre ertrunken, wenn die alte Gret ihn nicht unter eigener Lebensgefahr aus dem Bach gezogen hätte.

Das Stück spielt, nach Indizien zu schliessen, im Dorfe Bäretswil, unter den Heimarbeitern, später Kleinfabrikanten. Ort der Handlung ist mit wenigen Ausnahmen die Stube von Chasper und seiner Grossfamilie, bei der Nachbarn und Freunde ein- und ausgehen.

Auch wenn die Absicht des Verfassers bekannt ist, ein getreues Abbild der Wirklichkeit zu zeichnen und die Literaturkritiker, darunter ein Landsmann und Zeitgenosse von Stutz, bezeugen, dass ihm dies gelungen sei, wird die Geschichtsschreibung den «Brand von Uster» mit der gleichen Sorgfalt und Kritik verwerten müssen, wie eine andere Quelle. Man wird die darin enthaltenen historischen Angaben zu verifizieren trachten oder dann als Arbeitshypothese oder Denkanstoss von ihnen Notiz nehmen.

Einige allgemeine Erscheinungen jener Zeit, die man im «Zeitgemälde» von Stutz zu finden erwartete, werden mit überraschender Deutlichkeit sichtbar. Die Rolle, die das *Christentum* im Leben dieser einfachen Landleute spielte, ist immer noch bedeutender, als nach den vielen zeitgenössischen Klagen über den Rückgang der Frömmigkeit erwartet werden konnte. Chasper, eine der Hauptpersonen, war, wie schon erwähnt, tief religiös. Auch Felix bittet Gott um Rat und Hilfe, wie sein historisches Vorbild, Rellstenfelix, der oft in der Bibel las. Für einige andere hat die Religion eher äusserliche Formen angenommen, ist aber doch noch stark genug, um ihre Vorstellungen und ihre Redeformeln zu prägen.

Beklemmend deutlich ist die *dumpfe Unwissenheit* zu erkennen, in der die Landbevölkerung bislang gelassen worden war. Die meisten können nicht oder nur ungenügend lesen. Im ersten Bild wird eine Zeitung gebracht, und der alte Schulmeister, der bisher noch nie eine solche gesehen hatte, wird gebeten, einen Artikel vorzulesen. Er ist aber nicht imstande, einen ihm nicht bekannten Text zu lesen. Die Schullehrer standen in der sozialen Stufenleiter ganz unten und waren sehr schlecht bezahlt. Als in einer Gemeinde ein neuer Lehrer gesucht wurde, habe jeder, der deswegen angefragt wurde, geantwortet: «Er würde sich schämen, wie ein Hund Schulmeister zu sein», berichtet Stutz in seiner Selbstbiographie[13].

Einige Jahre Schulunterricht waren schon zur Zeit des Ancien Régimes

13 Stutz, Selbstbiographie, S. 396.

obligatorisch gewesen, damit das Volk imstande sei, die Bibel zu lesen. Vor der Konfirmation – «Nachtmohl» sagen die Leute im «Brand von Uster» – musste man sich über seine Fähigkeit zu lesen ausweisen[14]. Nach den Angaben des «Brandes von Uster» war der weitaus grössere Teil des Volkes Analphabeten geblieben. Die zwanzigjährige Madlee möchte zum «Nachtmohl» gehen, hat aber Angst davor, weil sie nicht lesen kann. Die Grossmutter erwidert ihr, es könnten vielleicht nicht einmal drei von jenen lesen, die mit ihr konfirmiert würden. Der Pfarrer – «Heer» – werde sicher keines darnach fragen:

Grossmutter

Was häst vom Lese, wirst glich chönne si.
Es chönnt's viellicht nüd drü vo dene, wo
Mit dir zum Nachtmohl werdet goh.
Ich cha's jo auh nüd, bi glich dure cho.
Und bete chast fürwohr sä guet as Eis,
Und spinne chast sä guet as Eis.
De Heer frögt sicher Keis, öb's lese chönn;
Er ist en alte schwache Mensch
Und gseht und ghört jo bald nüt meh.
Wo wött mä chönne lehre lese do!
Im Summer hät mä nüd därwil,
Und Winterszit isch chalt und hättz'viel Schnee.
Es wot jo Niemäd meh Schulmeister si.

Die Kinder werden von den Eltern davon abgehalten, die Schule zu besuchen, damit ihre ganze Zeit für die Heimarbeit zur Verfügung stehe. Es freuten sich dann aber doch alle, als Nögglis Knabe Jokebli ihnen die Einladung zum Ustertag von 1830 vorlesen konnte, und fanden, man solle anregen, «D'Regierig möcht für d'Schuel auh Öppis thue». Die Kinder würden so gescheiter als ihre Eltern.

Die Selbstbiographie von Stutz enthält Hinweise auf die leichtgläubige Ignoranz des Volkes. 1815, als Truppen gegen Napoleon aufgeboten wurden, glaubte man, die Schweiz würde wieder Kriegsschauplatz, was nicht so abwegig war. Einer berichtete dann aber: «Gestern seien schon fünf Russen nach Zürich gekommen, die sehen fürchterlich aus, er habe sie mit eigenen Augen gesehen, er sag's Niemandem nach. Sie tragen achteckige Hüte und haben nur ein einziges Auge, aber mitten im Kopf. Das glaubten die Leute auf's Wort und ich glaubte es auch und zitterte.» – Dass die Russen aussahen wie andere Menschen, hätte man seit dem Feldzug von 1799 in der östlichen Schweiz eigentlich wissen können. – «Ein anderer behauptete: Die

14 Vgl. BRAUN I, S. 135.

Schweiz bekomme so wahr und gewiss noch einen König, so wahr er da seine Kuh tränke, und der werde Niemand sein, als der Landammann Reinhard in Zürich. Das haben die Herren längst unter sich ausgemacht, da werd' ihm wohl der verflucht Bonapard die Kron aufsetzen.»[15] Stutz fand Glauben, als er dies weiter erzählte[16]. Auch im «Brand von Uster» sprechen die Leute übrigens mit Abscheu vom «Bonepardi».

Von einem *politischen Bewusstsein* der Personen in Stutzens «Zeitgemälde» kann kaum gesprochen werden. Anderseits weiss man, dass die Zürcher Landleute, und gerade auch die Heimarbeiter, 1795 und 1798 in Gärung gerieten. Annemarie Custer, die den Einfluss der französischen Revolution auf die Zürcher Untertanen untersucht hat, schreibt aber dazu: «Die politischen Ideen und Wünsche der unteren Schichten des Volkes sind in keinen Schriften, keinen Akten und Briefen niedergelegt. Ob die Heimarbeiter, die kleinen Bauern von den Ereignissen in Frankreich viel erfuhren, ob sie sich beeinflussen liessen und Anhänger der neuen Lehre von Freiheit und Gleichheit wurden, wissen wir darum nicht. Doch gab es Untertanen, die sich so verhielten, als ob sie von den neuen Idealen berührt worden wären, Untertanen mit revolutionärer Gesinnung.»[17]

Im «Brand von Uster» zeigen die Landleute eine *Untertanenmentalität.* Sie empfinden es nicht, kein politisches Mitbestimmungsrecht zu besitzen, hingegen ist ihnen geläufig, dass es bessere und schlechtere Obrigkeiten gibt. In guten Zeiten fragt man der Regierung nicht viel nach, wird aber der Verdienst schlechter, so trägt sie die Schuld. Dieses Verhalten der Untertanen ist eigentlich nur die logische Folge einer Staatsordnung, die dem Volke seit längerer Zeit kein Mitspracherecht mehr einräumte und es damit zur Passivität zwang. Wenn die Obrigkeit alles allein machen wollte, dann wurde sie anderseits für alles verantwortlich gemacht, auch für ökonomische Vorgänge, die sich ihrem Einfluss entzogen. Als der Gemeindeammann 1824 auf diesen Sachverhalt aufmerksam machen wollte und bemerkte: «Jä, d'Oberkeit chann auh nüd Alls», wurde er nicht richtig verstanden. Felix und Babel entgegneten Ihm: «Was?! sie cha gwüss thue was sie will.» – Gelegentlich wird die Auffassung sichtbar, die Obrigkeit handle nur zum Vorteil von ihresgleichen und kümmere sich nicht um die ärmeren Leute.

Gewisse staatsbürgerliche Grundvorstellungen waren aber doch schon vorhanden. Man sah ein, dass es eine Regierung geben müsse und dass Steuern und Abgaben nötig seien. Als 1824 die Nachricht eingetroffen war, es gebe Webmaschinen, entspinnt sich folgende Diskussion:

15 Stutz, Selbstbiographie, S. 385f.
16 Ibid. S. 388.
17 Custer, S. 81.

Babel

Ih saiti gwüss keis Wort, wenn ich
Nüd werche-n-und verdiene möcht.
Die Herre aber wend mit Tüfels Gwalt
Eim's Brod und Ehr und guete Name neh.
Eb ich e Lümpeni muess geh
Zünd ich bin Dunster noh d'Stadt a.
Sie ist e Leuegrueb gsi scho, und muess,
Wenn's deweg goht, auh wieder eini werde.
Dann händ s'es, die verchratzete Wollüst,
Die Speckhäls, die Säuankebüch.
s'Wär besser wenn's gar kei Regierig hätt,
Sä chönnt mä-n-auh thue was mä wött.

Ruedli

Ne, nei, en Oberkeit, das muess mä ha,
Sust chönnt mä jo auh Eim thue was me wött,
Und dänn wohi wött mä sih goh ge chlage? -
Nu möcht ich e Regierig, die
Auh wüsse wor was arme Lüte fehlt,
Und was mä nöthig hät und ha muess, um
Mit Gott und Ehre dure z'cho.

Felix (schlägt auf den Tisch)

Und so en Oberkeit wot ich noh ha,
Und chömm sie dänn gwüss har noh wo sie wöll.
Goht's nüd mit Güeti, goht's mit Gwalt.

Nach der Rückkehr vom «ersten Ustertag» berichtete Ruedli dann, einer habe ihm gesagt, es werde eine neue Regierung geben und dann müsse man keine Abgaben mehr bezahlen. Darauf der

Grossvater

Abgobe müend er ge zue jeder Zit
Und glaubed nu das stif und fest.
Nehnd's an euh selber a; er sind
Husväter. Chostet i d'Hushaltig Nüt?? -

Die Andern alle

Ae bhüet is Gott! de Si chunnt mir nüd dra,
Dass kei Abgobe meh g'ge müessed si,
Wemä-n-eus nu z'verdiene gitt,

Wie mer jo alliwil gsait händ,
Sä gemer was mer schuldig sind.
Regier mira de Heiri oder Hans.

Stutz weist in seiner Selbstbiographie darauf hin, dass in der späteren Mediationszeit eine kleine, eher «kosmetische» *Schulreform* durchgeführt wurde, die im Landvolk grosse Aufregung ausgelöst habe[18]. Auch im «Brand von Uster» ist davon die Rede, allerdings erst in der Szene aus dem Jahre 1824. Die Reaktion auf diese Schulreform ist ein weiteres Beispiel für das Urteilsvermögen der Landleute. In den Schulbüchern hatte man die Schreibweise modernisiert und wohl auch sinnstörende Druckfehler eliminiert. Das wurde recht eigentlich als Sakrileg betrachtet. Man hatte diesen Leuten, auch jenen, die nicht zu lesen vermochten, die Texte eingetrichtert, die sich auf das Glaubensbekenntnis bezogen, so dass ihnen alle Änderungen, und handle es sich auch nur um einen Buchstaben, als sündhaft erschienen. Babel war überzeugt, dass die Verfasser im Jenseits dafür büssen müssten[19]. Stutz führt in seiner Selbstbiographie einige dieser beanstandeten Änderungen auf. Im Katechismus hiess es nun, «was ist dein einziger Trost», statt wie früher, «dein einiger Trost». Die Kinder mussten nicht mehr beten: «Hast grosse Sünd an mir gethan», sondern: «Hast Grosses heut an mir gethan.» Im Unservater hiess es früher: «Zu komme dein Reich» und jetzt: «Es komme dein Reich». «Solange die Welt stehe» – sagten die Landleute ferner – «haben die Kinder beten müssen: 'Abraham dritten Tag' und nun sollten sie sagen: 'Aber am dritten Tag'»[20]. Stutz schreibt zur Kritik an dieser Mini-Schulreform: «Strauss hatte seiner Zeit grosse Aufregung und grossen Lärm verursacht, aber grösser war er eigentlich doch nicht, als damals. Hätten jene Leute die jetzige Verfassung gehabt, fürwahr, ein 6. September wäre nicht ausgeblieben.»[21] Das «Gottlosist» an der ganzen Schulreform schien den Landleuten aber der Ausspruch in einem Lesebuch: «Die Kinder dürfen auch *spielen*.»[22]

Hier witterten sie Gefahr für die *Kinderarbeit*. Wie der «Brand von Uster» zeigt, war ihnen diese bisher völlig selbstverständlich und schien ihnen offenbar von Gott gewollt. Die Familie bildete noch eine Produktionsgemeinschaft, und die Kinder wurden als unvollkommene Erwachsene betrachtet, denen man so rasch wie möglich die Flausen austreiben und sie zur Arbeit erziehen musste. Als Nöggli den Wunsch äusserte, in die Schule gehen zu dürfen, erklärte die Grossmutter, du bist ja erst zehn Jahre alt, und glaubte ihn mit der Bemerkung entwaffnen zu können: «Gell, möchst

18 Stutz, Selbstbiographie, S. 193ff.
19 Ähnlich Braun I, S. 106, Zitat Anm. 69.
20 Vgl. Braun I, S. 136 und die in den Anmerkungen angegebene Literatur.
21 Stutz, Selbstbiographie, S. 193.
22 Ibid. S. 194.

nu gern i d'Schuel, dass d'nüd müest spinne!» – In seinem Tagebuch macht Stutz eine Bemerkung über die Motive der Kinderarbeit: «Ich höre so oft die Leute in der Stadt klagen über die Eltern auf dem Lande und sagen: 'So bald ihre Kinder etwas verdienen können, werden sie wenig oder gar nicht mehr in die Schule geschickt. Das ist richtig und leider allzu wahr; aber warum ist es so? Geschieht es aus Leichtsinnigkeit der Eltern, oder aus Armuth derselben? Aus beiden Gründen; Leichtsinnigkeit sind (sic) oft die üblen Folgen der Armuth'.»[23]

Nachdem die Heimarbeiter vom Spinnen auf das Handweben umgestellt hatten, mussten ihre Kinder oft in Kellern oder in mechanischen Spinnereien arbeiten. Der Volksmund bezeichnete diese Fabriken damals als «Maschinen». Der «Vater» im «Brand von Uster», der sowieso den vergangenen Zeiten nachtrauert und hofft, Gott werde ihn bald aus dieser Welt zu sich holen, bedauert die verschlechterten Arbeitsbedingungen der Kinder. Früher habe die ganze Familie bei schönem Wetter im Freien gesponnen:

Vater

Und jetz, dass Gott erbarm! gseht nu
Bald Keis de Früehlig meh. Do wenn 's
Am schönste-n-ist vorusse, müend die Chind
Im nasse füechte Cheller une si;
In dunkle Stube-n-oder in Maschine.
Ach Gott! und dört isch dänn halt gar.
Die Chind verdorred und verchrüpled ganz.
Händ weder Schlof, noh Esse meh
Zur rechter Zit, und werded grusam leid.
Wend nümme folge, nümme bete. Churz,
Die Welt wird böser alli Tag.

1824, zehn Jahre später, waren die Folgen sichtbar:

Babel

Mä gseht jo bald kein starche Kerli meh.
Die junge Lüt, die, wo-n-äso
in Chell're-n-und Maschine hocke müend,
Sie gsehnd jo eidlih us wie urif Zwetschge,
Wie alt Charresalbbüchse. Ach,
Und sind nu ase Chrügel; stöhnd
Wie halb erfrore Spatze. Churz,
Es ist viel besser g'gange wo
Mä weder schribe noh hät lese chönne.

23 ZHZB N 611, 25. Febr. 1829.

Sowohl der Vater wie Babel bedauern die allgemeine Entwicklung, stellen aber die Kinderarbeit als solche nicht in Frage. Die Äusserung Babels vom Jahre 1824 zeigt übrigens, dass damals die Schule schon besser geworden war, jedenfalls besser besucht wurde.

In seiner Selbstbiographie schreibt Stutz, von den Spinnern und Webern seien die «meisten Betrüger und Diebe» gewesen[24]. Rudolf Braun, der auch den Ursachen nachgeht, hat in vielen Quellen solche Klagen gefunden[25]. Im «Brand von Uster» findet sich allerdings kein Hinweis auf dieses Verhalten.

Die Spinnstube, ungefähr aus dem Jahre 1807

Das erste Bild bringt eine Einleitung, die wichtig ist für das Verständnis der Brandstiftung von 1832. Stutz datiert sie «ungefähr um's Jahr 1807» und deutet damit an, dass der Jahrzahl nicht zu grosse Bedeutung beizumessen sei. Tatsächlich passen verschiedene Vorkommnisse dieses Bildes nicht in das Jahr 1807. Nicht erst damals kam das erste englische Maschinengarn in die Schweiz, sondern schon in den 1790er Jahren. 1807 ist auch deshalb schlecht gewählt, weil die neu errichtete Kontinentalsperre gerade zu jener Zeit den Garnimport aus England unterband. Die erste mechanische Spinnerei wurde zudem in der Schweiz schon 1800 eingerichtet. Der «grosse Komet» hingegen, von dem in diesem Bilde die Rede ist, erschien erst 1811. Man wird aber dem Verfasser die dichterische Freiheit zugestehen müssen, gewisse Voraussetzungen des Maschinensturmes von Uster in einem ersten Bilde zeitlich zusammenzuraffen und zu zeigen, wie die Heimarbeiter ein erstes Mal durch das Aufkommen von Maschinen in ihrer Existenz bedroht wurden.

Die Verdienstlage der Handspinner wird im ersten Bild als befriedigend geschildert. Die Grossmutter weist zwar darauf hin, dass der Verdienst einst besser gewesen sei: «S'ist nümme, wie's auh scho gsi ist, wo's sechs und siebe Schillig z'Loh g'ge hät.» Aus anderen Äusserungen geht aber doch hervor, dass der Spinnerlohn damals ausreichend war. Babel meint zum Beispiel, sie möge nicht Trübsal blasen. «S'lang 's en Batze z'Loh gitt, chann ich alle Tag verdiene was ich nöthig ha. Drum heiss sa sa.» Dieses nicht ungünstige Bild von der damaligen Lage überrascht, lastete doch seit dem Aufkommen des Maschinengarns ein starker und zunehmender Lohndruck auf den Handspinnern. Die Kontinentalsperre erschwerte zudem die Einfuhr von Rohstoffen, und ausserdem litt die schweizerische Ausfuhr schwer unter den Importrestriktionen Frankreichs, aber auch anderer

24 Stutz, Selbstbiographie, S. 27.
25 Braun I, S. 196f.

Staaten[26]. Und doch ist das günstige Bild von der Lage der Handspinner, das Stutz für die ersten Jahre der Kontinentalsperre zeichnet, nicht unrichtig. Dem schweizerischen Aussenhandel war es damals gelungen, neue Absatzkanäle und -märkte zu finden, was auch für die Handspinner eine kurze Periode relativer Prosperität einleitete, die von 1807 bis 1810 dauerte. Es waren ihre letzten leidlich guten Jahre, die 1811/12 von einem schweren Rückschlag abgelöst wurden[27].

Stutz dürfte das Jahr 1807 deshalb für sein erstes Bild gewählt haben, weil es doch ein entscheidendes Datum im Übergang zur mechanischen Spinnerei war. Jedenfalls stellt es sein Zeitgenosse Gerold Meyer von Knonau in einer informativen Monographie des Kantons Zürich so dar. Ihm zufolge hatte die 1802 in Hard bei Wülflingen in Betrieb genommene erste zürcherische Maschinenspinnerei «nicht den gewünschten Erfolg. Die ersten nach den besten damals bekannten englischen Modellen gebauten Trossel- und Mulemaschinen, deren Erzeugnisse sich sogleich eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen hatten, arbeiteten im Juni 1807 in der Neumühlespinnerei in Zürich.» Es handelt sich um die Firma Escher Wyss & Co. Das «glückliche Gedeihen dieser Spinnerei veranlasste die schnelle Ausbreitung dieses Industriezweiges im ganzen Kanton, und die Bildung einer bedeutenden Menge von Spinnereien in der übrigen Schweiz»[28].

Das erste Bild des «Brandes von Uster» zeigt eine Spinnstube[29] in einer Winternacht, zu der neben der Grossfamilie auch noch Freunde und Nachbarn mit ihren Spinnrädern stossen. So kann man während der Arbeit gesellig beisammen sein und gleichzeitig Licht sparen. Die Kinder singen eingangs das Lied von der frommen Spinnerin, und die Grossmutter erklärt ihnen anschliessend die darin enthaltene Moral: «Jä gellet Chinde, wemä so brav spinnt und betet früeh und spot, sä chunnt mä s'letst z'oberst in Himmel ue» (etwas gekürzt). Der gute Verdienst soll sie anspornen, noch fleissiger zu arbeiten: «En Batze gitt's vom Schneller jetz, wer weisst wie lang dass's noh edeweg ist.» Ein spürbarer Leistungsdruck lastet auf den Kindern. Der Erlös ihrer Arbeit gehörte zwar dem Vater, aber: «Was Eis meh as de Rast mag ist für ihns.»[30] So könnten sie sich mit der Zeit etwas ersparen und daraus ein «Gwändli» anschaffen. «Drumm spinnet Chinde, spinnet s'viel er mönd, händ d'Zit und Stunde z'sämme wo er chönnd.» Die Mutter ergänzt dazu, sie sollten dran denken, wie schön sie es hätten, während die Buben des Bauern trotz Wind und Wetter beim Holzfällen helfen müssten.

26 Zur Lage der Schweiz während der Kontinentalsperre vgl. das grundlegende Werk von Cérenville.

27 Ibid. S. 148–184.

28 Meyer von Knonau, 1. Aufl., S. 106.

29 Vgl. Stutz, Selbstbiographie, S. 97ff., und Braun I, S. 129ff.

30 «Rast» nach Braun I, S. 83f., ein tägliches oder wöchentliches Arbeitspensum, das man sich vornimmt.

Der Knabe Nöggli, wie später auch seine Schwester Vreeneli, kämpft mit dem Schlaf. Er wünschte, Felix käme und würde von Hexen, Gespenstern und vom Jüngsten Tag erzählen. Aus dem Munde der Mutter hören wir darauf eine erste *Charakteristik von Felix,* dem späteren Anführer der Maschinenstürmer:

«Ich wött jetz gern er wär diheime, denn
Er schwätzt doch mängsmol schier wie lätz im Chopf.
Die heilig Schift verstöhnd er, hä-n-ih ghört;
D'Offebahrig Johannis chann
Er schier ganz usse, das ist wohr.
Wie wol, er meint sih aber auch därmit,
Und das ist doch all weg nüd recht;
Und thuet mängs mol die grösste Schwöhr.»

Es erscheinen dann nacheinander weitere Frauen und Männer. Man singt Lieder, erzählt etwas oder gibt sich Rätsel auf. Babel singt ein Trinklied mit einem Hoch auf das «helvetische Haus». Darüber befragt, erklärt der Schulmeister: «Wo wött ich wüsse was helvetisch wär.» Als die Grossmutter aufgefordert wurde, ein Lied zu singen, in dem vom Stäfnerhandel die Rede war, wehrte sie ab. Sie hatte die Zeit des Umschwunges, die etwa zehn Jahre zurücklag, in schlechter Erinnerung. Helvetik und Revolution war ihr gleichbedeutend mit der Heimsuchung durch fremde Heere. Wie sein Tagebuch zeigt, löste der Ustertag von 1830 bei Stutz ähnliche Assoziationen aus[31]. Dem alten Schulmeister war die Zeit der *helvetischen Republik,* obschon er ihren Namen nicht kannte, eine Periode des Durcheinanders und des treulosen Gerangels um Macht und Einfluss:

Grossmutter

Ih säge schwyg vo sebem Lied!
s'Ist eis noh us der Revälutzion.
Ih mag nüt ghöre meh vo seber Zit.
Wenn's nu nüt meh ederigs gitt!
Es bhüet is Gott der Herr vo fröndem Volch!
Vo Chaiserliche, Russe-n-und Franzjose.
Wenn derig Vögel z'flüge chönnd,
Hät's gfehlt in alli Ebigkeit ...

Schulmeister

Ja seb sind sust auh ase Zite gsi.
Do hät mä-n-Ein auh für en Nare gha.
Es schämt mih sicher jetz noh a.

31 ZHZB N 612, 7. Dez. 1830.

Nüd Eine hät's treu mit em Andre gmeint.
Mä hät enand nu ase hinderüxlet,
Und Jede wär gern Öppis gsi;
Hätt gern gregiert und wenn er gwüss,
Verzieh mer's Gott! sä viel g'kennt hätt
As eusri Chueh vom Spinne weisst.
Ja do händ eusri Herre Streichli gmacht,
Und Geld verschlurzet. O, Herr Jesis auh!

Niemand verteidigte die Helvetik.

Hans, ein Bauer, tritt in den Kreis der Spinner. Der Landwirtschaft ging es damals nicht schlecht, wie meist während Kriegszeiten in einem verschonten Land. Trotzdem räumt Hans aber sofort ein: «D'Baulespinner» – Baumwollspinner – «händ's das Mol bstimmt besser as die richste Bure händ», kann damit jedoch nicht verhindern, dass alle ein Spottlied der Spinner auf die Bauern singen. Hans hat aber sofort Gelegenheit, seinerseits zu hänseln, denn Felix kommt, nicht um Gespenstergeschichten zu erzählen, sondern mit einer schlechten Nachricht.

Felix

Wenn das wohr ist, sä simmer Alli hi;
Chönnd ganz um eusers Brod, um de Verdienst.
Es geb in Engeland *Maschine,* so
Spinnräder, wo's vo selber spinni dra,
Und viel, viel tusig Schneller mit enand,
Und halt so rein und fin wie chlori Side,
Und euser Schneller nehm kein Mensch meh ab.
...

Schulmeister

Dir hät mä-n-jetz do auh en tüfels Bär
Ufbunde. Nei, wie magst du auh
E derig Thorejoggelsache glaube!
Wenn's auh noh wär, was ging das eus dänn a?
Mir sind in eus'rem Land und sie in ihrem.
Was gheit eus Engeland und alli Welt!
Ach, jomret doch nüd scho äso,
Und lönd um Gottes Wille nu auh de
Verstand lo walte. Säg mer auh en Mensch,
Wie so es Spinnrad z'mache wär,
Das vo sih selber spunn! Ae bhüet is Gott!
Das chann in alle Ebigkeit nüd si.

De Tüfel, bhüet is Gott der Herr dävor!
Brächt nüt so zweg, verschwige dänn en Mensch.

Felix

Jä's Wasser tribi's hä-n-ih ghört.

Schulmeister

Säg ich hai's gsait, es sei bim Eid nüd wohr.
So viel Verstand wird ih doch auh noh ha,
Und wüsse was cha si und nüd cha si.

Als Felix erklärt, er habe Angst, Frau und Kind nicht mehr ernähren zu können, meint Babel: «Bist en Nar, und chast nüd gige. Schäm di auh.» Felix wagt noch einzuwenden, die Nachricht stehe gedruckt in einer Zeitung, aber man entgegnete ihm, es werde so ein «Lugerbüechli» sein. «Es werded's wol Studente-n-ufgricht ha; die mached so verfluechti Narestreich mängsmol.» Damit waren die Meinungen gemacht, und die Gesellschaft beschloss noch eines zu singen, bis der Vater heimgekehrt sei, der zu Markt gegangen war, um Garn zu verkaufen, das seine Familie gesponnen hatte.

Sturm und Schnee hatten seine Rückkehr verspätet. Als man ihn fragte: «Häst nüt Neus vernoh?», zog er als Antwort sein Geldbeutelchen aus der Tasche und sagte: «Frau! zähl das Geld, gsehst dänn was Neus g'ge hät.»

Mutter

Das sind jo nu zwänzg Batze, ghörst!

Vater

Ja so viel isch es. O, du grossi Zit!
Es ist mer ordlih s'Halb abbroche worde.
Es gitt jetz noh feuf Rappe z'Loh.
Das ist en Lebelang, das ist e Strof,
Wenn's eismols derig grusam Zite gitt!
Er hät Garn übercho, de Bauleherr,
Gern hundert Stund wit har us Engeland.
Mä sait ehm nu Maschinegarn.

Die Leute fragen sich: «Wer hät das Satansgspeist» – die Spinnmaschine – «ächt auh ersinnet?» Worauf die Grossmutter meint: «De Bonepardi wird schätzwol das Hexewerch ersinnet ha.» Das leuchtete ein. Einige riefen: «De tüfels, tüfels Bonepardi!» Alle verwünschten ihn, und die meisten wollten ihn umbringen, wenn sie seiner habhaft werden könnten.

Joggi bringt dann noch schlimmere Nachricht: «'S geb scho so es Ma-

schinehus bi Zürih oder Winterthur, händ s' gseit. Es stand i dere Zitig do.» Nachdem der Schulmeister sich vergebens bemüht hatte, diese Zeitung zu lesen, meinte

Felix

Seh, gend die Zitig har! viellicht
Chann ich sie lese. – (Pause) Ja do stoht's
Herr Jesis! Ja do stoht's prezis,
Was is de Joggi brichtet hät.
Und leider, Gott erbarm's! wird's deweg si.

Alle

Und jetz, und jetz, was fangt mä-n-a?

Felix

Jetz uf! hinder die Räder har!
Mit Haue, Chärste, Bielere-n-und was
Mä-n-atrifft; Heulüücher und Isegable.
Und wer nüd goht, de ist kein Ehrema,
Und sorget nüd für Wib und Chind!

Joggi und Babel finden: «De Felix hät bim Dummer Hammer Recht!» Aber Friedli entgegnet: «Ach, Felix, du redst halt nu wie d's verstohst.» Er möchte der Regierung eine in bittendem Tone abgefasste Petition einreichen. Felix antwortete ihm: «So chönnst d'ahalte bis zum Jüngstetag, und dänn noh leer abzieh, seb chönnst.» Felix kommt dann auch auf den Kometen zu sprechen, wie er in klaren Sternennächten «grossmächtig» und unheildrohend aus dem Loreholz aufgestiegen sei, spricht von apokalyptischen Ahnungen und Weissagungen und wiederholt verschiedentlich, die Spinnmaschinen müssten zerstört werden.

Felix

Und wo-n-ih anne chumm, sä mahn ih Alles uf
Und säge, so und so, e deweg isch.
Die Riche wend is ganz zu Gschlave mache.
Wenn mir nu *Eini* ufcho lönd,
Sä frisset's noh wie's Heidefüür.

Wie es weitergeht, erfahren wir in diesem Bilde nicht mehr. Andere Möglichkeiten, der drohenden Verdienstlosigkeit zu entgehen, werden angetönt. Die Leute konnten sich natürlich noch keine Vorstellung von einer Spinnmaschine machen, und einer meint, man sollte sich eben selber solche anschaffen. Chasper entgegnete, dass sie das Geld dafür nicht aufbringen würden:

Vater

Ihr guete, guete, liebe Lüt!
E so as Ding choste viel tusig Guldi ...
Drum chönnt s'nu rich Lüt mache lo,
Und die nehnd is halt de Verdienst eweg.
Sie werded all Tag richer und mir ärmer.

Die Vorstellung, dass die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer würden, ist diesen Leuten jedenfalls nicht erst von Marx in die Köpfe gepflanzt worden. Er hat vielmehr versucht, eine in den unteren Volksschichten verbreitete Auffassung theoretisch zu erhärten. Eine weitere Ausweichmöglichkeit für die Handspinner wird von Felix erwähnt, der erklärt, wenn er nicht Weib und Kinder hätte, würde er in fremden Kriegsdienst gehen: Ein altes Rezept, das er dem noch unverheirateten Friedli empfiehlt. Dieser meint jedoch, wenn mit Spinnen nichts mehr zu verdienen sei, so werde er die Winterhalde roden und dort Erdäpfel pflanzen. Seine Mutter sage, es sei dort vor Zeiten ein Acker gewesen. Vermutlich liess man ihn seinerzeit verganden, weil die Heimarbeit bessere Verdienstmöglichkeiten bot. Trynel, sein Schatz, meint: «Z'letst chönnt de Friedli auh noh lehre webe» und gibt damit die richtige Antwort auf die Herausforderung der Spinnmaschine.

Die Webstube ums Jahr 1814

Genauer als zum ersten Bild ist hier die Datierung, und der von Stutz gezeichnete sozio-ökonomische Hintergrund lässt sich gut verifizieren. Der Schock, den die Nachricht von der Erfindung der Spinnmaschinen ausgelöst hatte, war überwunden. Die Spinner waren Handweber geworden. Aus verschiedenen Indizien ergibt sich, dass es sich auch in diesem Falle um die Verarbeitung von Baumwolle, dem Zugpferd der schweizerischen Industrialisierung, handelte. Sowohl im «Brand von Uster» wie in der Selbstbiographie von Jakob Stutz beziehen sich die Preisangaben auf das «Gallistuck». Es wurde also Calicot hergestellt, ein glattes, leinwandartiges Baumwollgewebe, das sich zum Bedrucken eignete. Andere Quellen bestätigen dies für das Oberland[32]. Der Nachteil dabei war, dass bereits die ersten Webmaschinen geeignet waren, solche groben Gewebe herzustellen.

Die Mechanisierung der Spinnerei hatte zwar viele Heimarbeiter um die bisherige Arbeit gebracht, schuf aber anderseits neue Verdienstmöglichkeiten in der Weberei. Die stark verbilligte und rasch ansteigende Garnproduktion rief geradezu nach mehr Webern. Haegi schreibt dazu: «Durch die

32 Haegi, S. 63.

infolge der Mechanisierung der Spinnerei vermehrte und verbilligte Garnproduktion waren nämlich die Preise der Baumwollgewebe derart gesunken, dass sie weitern Volksschichten zugänglich wurden, und die Nachfrage danach sich stets vergrösserte.»[33] Nach Meyer von Knonau vollzog sich der Übergang der Heimarbeiter zur Handweberei reibungslos, das heisst ohne eine längere Zwischenphase der Arbeitslosigkeit für die Handspinner. Er schreibt: «In gleichem Verhältnis wie die mechanischen Stühle die Handräder unnütz machten, wurden an der letztern Stelle Webstühle aufgeschlagen. Mit der nämlichen Schnelligkeit, wie die Produktion des Garnes zunahm, vermehrte sich auch seine weitere Verarbeitung. Der noch lernfähige Spinner wurde Weber, und die Alten vertauschten nur das Spinnrad mit dem Spulrade. Beinahe täglich hat sich seit jenem Augenblicke die Zahl der Bandwebstühle vermehrt.»[34]

Der Übergang zur Handweberei wurde zweifellos begünstigt durch den grossen Boom der Jahre 1813–1816, der überhaupt sehr wichtig war für den Fortgang der Industrialisierung in unserem Lande[35]. Er war eingeleitet worden durch den Zusammenbruch der Kontinentalblockade, als die französischen Truppen infolge der Schlacht bei Leipzig vom Oktober 1813 sich zurückziehen mussten[36]. Die Zahl der Webstühle im Kanton Zürich hatte zwischen 1787 und 1806 stagniert. Dies geht aus Schätzungen hervor, die für beide Jahre angestellt wurden. Die Webstühle hatten nach Bodmer auch bis 1813 kaum zugenommen, ihre Zahl vermehrte sich dann aber von ungefähr 6000 im Jahre 1813 auf 12 000 im Jahre 1827[37]. In der Gemeinde Bäretswil allein wurden von 1814 bis 1816 611 neue Webstühle angeschafft[38].

Die Heimarbeiter im zweiten Bilde des «Brandes von Uster» haben ihre Meinung über die Maschine geändert und führen ihren guten Verdienst als Handweber auf sie zurück. «Respekt vo de Maschine!» meinte zum Beispiel Felix. «Nei, Ih hätt nüd gmeint, das 's deweg chäm.»

In seiner Selbstbiographie schreibt Stutz: Nach dem Ende der napoleonischen Kriege herrschte «Jubel und Freude, Tanz und Lustbarkeit, nicht wegen dem Frieden, sondern wegen dem guten Arbeitsverdienst, wo man von einem gemeinen 'Gallistuck' einen Thaler bis drei Gulden Arbeitslohn hatte. O, wie lebte da das Fabrikationsvölklein in Saus und Braus, als ob es ewig so währte! Da waren an Sonn- und Feiertagen alle Wirthshäuser dicht mit Gästen angefüllt. Welch üppiges Leben, welche Geldfülle und Kleiderpracht, oft bei den Ärmsten, sich z. B. an Marktstagen zeigte, vermöchte

33 Ibid.
34 Meyer von Knonau, 1. Aufl., S. 107.
35 Bergier, S. 95.
36 Vgl. z. B. Zellweger bei Bowring, S. 39.
37 Bodmer, S. 291.
38 Studer, S. 232.

ich kaum zu glauben, wenn ich's nicht selbst gesehen hätte. Da trug mancher arme Weberjunge seine 6–20 Thaler auf den Markt und liess alles für Wein, Tanz und Spiel zurück ... Da ich sah und hörte, wie die Leute mit Weben ausserordentlich viel Geld verdienen konnten, und mancher kleine Bub in meinem Alter bei dieser Arbeit ohne grosse Anstrengung wöchentlich sich manchen Gulden erwarb, hätte ich diesen Beruf um's Leben gerne erlernt.»[39]

Ein guter Weber fertigte in der Woche zwei Stücke Calicot an. Bei einem Stücklohn von drei Gulden verdiente er somit sechs Gulden wöchentlich, das heisst, wenn wir für Schlichte, Zubehör und Öl für das Licht noch 10–15 Schillinge abziehen, fast achtmal soviel wie das *Existenzminimum,* das wir bei ungefähr 30 Schillingen oder ¾ Gulden angenommen haben. Aus der sehr genauen Untersuchung von Pfarrer Schweizer für das Krisenjahr 1831 ist nämlich ersichtlich, dass ein schwächerer Weber mit den 30 Schillingen, die er wöchentlich verdiente, seinen Existenzbedarf zu decken vermochte. Auch jene verhältnismässig kleine Zahl unter den Webern, die keine Heimarbeiter waren, das heisst, weder eine eigene Wohnung noch einen eigenen Webstuhl besassen und ausserdem nicht über etwas Boden verfügten, den sie zur Selbstversorgung bebauen konnten, ja sogar ihr Essen fertig zubereitet kaufen mussten, vermochten nach Schweizer mit ihrem Verdienst noch auszukommen, wenn sie Kleideranschaffungen zurückstellten. Schweizer schreibt: «Auch die Weber erster und zweyter Klasse, welche an den Tisch gehen, und 30 bis 35 Schilling wöchentliches Tischgeld für (ihre sehr einfache) Kost, Wohnung, Webstuhl und Lager zahlen müssen, können mit ihrem Verdienst noch auskommen, wiewohl die letzteren schon etwas im Rückstand bleiben, und an die Unterhaltung ihrer Bekleidung nichts zu verwenden im Stande sind.» Die schwächsten Weber – Kinder und alte Leute – könnten aber «unmöglich» mit ihrem Verdienst von 19 Schillingen auskommen[40]. Mit 30 Schillingen dürfte das von uns angenommene Existenzminimum für einen Heimarbeiter also eher zu hoch als zu tief liegen. Allfällige Veränderungen der Lebenskosten zwischen 1814 und 1831 müssten natürlich auch noch berücksichtigt werden, sind aber nicht bekannt. Wenn ein Weberjunge, wie Stutz schreibt, an einem Markttag bis zu 20 Thalern für Vergnügungen ausgeben konnte, so verjubelte er also ziemlich genau das Existenzminimum eines Jahres.

Johann Hirzel, der Pfarrer von Wildberg, äusserte sich 1816 in einer Rede vor der Synode des Kantons Zürich über den «physischen, ökonomischen und sittlich-religiösen Zustand der östlichen Berggemeinden des Cantons Zürich», nachdem eine scharfe Teuerung die ökonomische Lage der Heimarbeiter sehr verschlechtert hatte. Hirzels Schilderung stimmt mit jener von Stutz weitgehend überein: «*Spinnen* und *Weben* sind das vorzüg-

39 Stutz, Selbstbiographie, S. 390.
40 Schweizer, S. 2 und 6f.

lichste Erwerbsmittel dieses Gebirgsvolks. Nicht selten findet man Eltern, Grosseltern und Enkel in einer Stube am Spinnrad oder Webstuhl; bald an der wärmenden Sonne», - dies galt nur für die Spinner - «bald im kühlen Schatten, wie es gefällig ist, versammeln sich erwachsene Knaben und Töchter, schwingen beym muthwilligen Scherz ihr Spinnrad, höhnen übermüthig oder verachten mitleidig den Bauer, der des Tages Last und Hitze erträgt. Bey leichter Arbeit fand also dies Völklein ehemals seinen leichten und sichern Verdienst.» Der Bauer, der im Schweisse seines Angesichts sein Brot esse, besitze noch «am meisten religiösen Sinn, Einfalt, Treue und Biederkeit ... Aber der Fabrikarbeiter, der Spinner und Weber ... zeigt in seinem Charakter wenig Religiosität und weniger Festigkeit. Hingegen ist er oft in hohem Grad leichtsinnig, frech und sinkt vom höchsten Übermuth zur auffallendsten Verzagtheit, wenn die Quellen des Verdienstes weniger reichhaltig fliessen, oder gar zu vertrocknen scheinen. Der leichte Erwerb hat einen grossen Theil dieser Leute schwelgerisch, wohllüstig, dem Flitterstaat ergeben und spielsüchtig gemacht. Schlupfwinkel, Schenken und Wirthshäuser standen Tag und Nacht offen, um den gesunkenen Muth aufzufrischen, und sich bey guter Laune zu erhalten.» Manche Kinder wollten ihren Verdienst nicht mehr den Eltern abgeben und würden sich daher bei fremden Leuten «verkostgeldten, den Vorschuss ihrer Verdienste über das wöchentliche Kostgeld für sich behalten, dem Flitterstaat, dem Leichtsinn, der Ausgelassenheit vielfältige Opfer bringen». Hirzel fügt aber bei, seine Zuhörer sollten ihn nicht so verstehen, als ob es nicht unter dieser «Classe der Fabrikarbeiter noch eine grosse, grosse Zahl rechtschaffener, arbeitsamer, eingezogener, christlichfrommer, der Achtung, des Zutrauens, und auch der menschenfreundlichen Hülfe in den Tagen der Noth höchst würdiger einzelner Menschen sowohl, als auch ganzer Familien gegeben hätte, und immer noch gäbe»[41]. Der Begriff «Fabrikarbeiter», wie ihn Hirzel hier verwendet, und auch die Bezeichnungen «Fabrikation» und «Fabrikant» waren damals noch weiter gefasst als heute und bezogen sich nicht nur auf die mechanische Produktion, sondern auch auf das Handspinnen und -weben. Rudolf Braun schreibt, der Heimarbeiter habe noch nicht einzusehen vermocht, dass die schwankenden und unsicheren Verhältnisse des frühindustriellen Verlagswesens eine Sicherung des Lebens verlangte, die sich von der bäuerlichen unterschied. «Endlos sind die Ermahnungen der Pfarrherren an die Adresse der Heimarbeiter, in guten Jahren zu sparen, damit sie in Zeiten der Teuerung und Krise einen Rückhalt besässen. Aber auch die eindringlichsten Vorstellungen und die bittersten Erfahrungen bleiben wirkungslos. Nur langsam setzt sich bei den Heimarbeitern (und später bei den Fabrikarbeitern) ein rationales Spar- und Versicherungswesen durch.»[42] Wie der Bauer die Wechselfälle der Natur, so habe der Heim-

41 Hirzel, S. 12ff.
42 Braun I, S. 232.

arbeiter das Auf und Ab seines Verdienstes als unabänderlich hingenommen[43]. Nach Braun hoben bessere Kleidung und Nahrung, als sie der Bauer gewohnt ist, das Selbstgefühl des Heimarbeiters, der damit jenen, der über mehr Grund und Boden verfüge, übertrumpfen will. Braun zitiert Christoph Meiners, der 1788 feststellte: «Die meisten Fabrikarbeiter begnügen sich nicht mit nahrhaften und verdaulichen, aber wohlfeilen und einfachen Speisen; sondern es gelüstet sie nach den Leckereyen der Städter, mit welchen sie bekannt zu werden Gelegenheit haben. Caffee mit dem fettesten Rahm ist das tägliche Gedränk aller Fabrikarbeiter, sowie Fleisch die tägliche Nahrung, und zwar sehr oft das zarteste und theuerste, was man nur haben kann. Es geschieht nicht selten, dass Fabrikarbeiter stundenweit in die Stadt schicken, um Kalbfleisch in solchen Zeiten holen zu lassen, wo es am seltesten und theuersten ist.»[44]

Am Anfang des Bildes «um's Jahr 1814», in dem die ehemalige Spinnstube nun zur Webstube geworden ist, trauert der Vater den vergangenen Zeiten nach, in denen sie noch mit Spinnen ihr Brot verdienten. Die Webstühle nähmen jetzt allen Platz ein und versperrten den Blick zum Fenster hinaus auf Wiese und Schneeberge. Ob ihrem ständigen Gerassel höre man kein Vöglein mehr singen, wie früher im Frühling. Und wenn dann die Bäume voll Blust gestanden seien, hätten sie ihre Spinnräder ins Freie genommen und etwa ein Lied miteinander gesungen. Sein Sohn ist da anderer Auffassung:

Nöggli

Die Zite chönnted jo nüd besser si.
Gitt's nüd en Thaler jetz vom Stückli Tuech?
Und inn're Wuche mag es Chind fast eis.
...
Jetz gsehst jo selber, dass wer flissig ist,
Brav Geld verdienet d'Wuche dur.
Dänn weist was für en Loh d'Maschinelüt
Heiträget alli Wuche. Churz,
Es ist fürwohr e gueti Zit,
Und lueg si du jetz a wie d'witt.

Vater

Und ich, ich säge si sei bös,
Und böser wird si alli Tag.
Gesehst nüd wie d'Üppigkeit und alle Hochmueth
Thuet überhand ne vo Johr z'Johr.
Wie isch am Ostermändig gsi?
Wie hät's usgseh am Maiemärt?

43 Ibid. S. 203.
44 Ibid. S. 96.

Wie's in den Tage Noah g'gange-n-ist.
Es denkt und glaubt bald Niemäd meh a Gott.

Nöggli

...
Ih säg es noh e Mol, es ist
Fürwohr kei schlechti Zit, und chunnt
Viellicht noh besser vo Johr z'Johr.
Wer jetz frisch ist und woge darf,
En grosse Gwerb afangt, de wird
Rich werde-n- in're churze Zit.
Gsehst Ätti, wenn ich's chönnt, sä fieng
Ich sicher auh so öppis a.
Ist nüd s'Bachhanslis Bueb an Herr?
Er hät bi Gost es Hus 's ist wie-n-es Schloss.
Und hät erst noh kein eigne Schillig gha.
Was wemer lang em Bauleherr
Goh's Geld im Bumbel träge, nei,
Do wär mä jo auh dümmer weder dumm.
...
Chönnt 's z'erstebots viellicht auh nu
Probiere mit em eigne Volch.
Mer hätted jetz en Guldi hundert Geld.
We mä-n-en Cheller mache liess,
Und öppe drei, vier Stüehl drin abe thät?
Dänn für eus selber gwerbe wor?
Mer hätted dänn auh wieder besser Platz.
Und alli chönnted webe. Churz,
Mer chönnted Geld verdiene gwüss wie Stei.
Meinst, 's wär nüd zeh Mol besser as äso,
Wo nu die Halbe bloss arbeite chönnd?
Und s'Traue hätt ich bstimmt, mä gäb mir gwüss
Uff Zit für hundert Guldi wenn ih wött.
Churz, recht rich Lüt chönnted mer z'letst no geh.

Ein Gemeinderat, der erscheint, um eine Abgabe einzuziehen, erzählt, dass er jetzt auch ein «G'werb» angefangen habe, obschon er weder lesen noch schreiben kann. Er verdiene jetzt dreimal mehr als früher, als er noch im Lohn gearbeitet habe. «Wer's jetz im Grosse tribe cha, ist inn're churze Zit en riche Ma.»

Felix, Heiggel und Babel treten auf. Sie haben alle bereits ein «G'werb» angefangen. Auch Ruedli und der neue Schulmeister haben dies vor. Nur Uecheli will Lohnarbeiter bleiben:

Uecheli

Ich fieng jetz emäl kein Gwerb a,
Und wenn gwüss noh so viel z'verdiene wär.
Uff grossi Gwünnst, gitt's gern auh gross Verlürst.
So wieb ich lieber um de Loh,
Verlüre nüt und weiss dänn was ih ha.

Die anderen lachen über Uecheli, nur der Vater steht auf seiner Seite. Er hatte sie schon vorher gemahnt, man sollte in guten Zeiten Geld beiseite legen und dem Ersparten Sorge tragen. «Uff gueti Johrgäng wird's gern thüür.»

Babel

Jetz wege dem isch mir nüd angst.
Wie wott's denn auh meh chönne-n-anderst cho? -
D'Maschine spinned, d'Weber webed brav,
Und deweg goht's gwüss euser Lebetag.

Der Vater gibt schliesslich nach, Nöggli soll es in Gottes Namen wagen. Dieser verspricht vorsichtig zu sein und noch rechtzeitig aufzuhören «wenn's fehle wött».

Die meisten Personen des «Zeitgemäldes» wagen also den Sprung und eröffnen ein Baumwoll-«G'werb». Das Stück spielt von nun an im Milieu der *Kleinfabrikanten.* Sie sind es, die später als Maschinenstürmer auftreten. Die neuere Untersuchung von Haegi bestätigt, dass damals viele Heimarbeiter danach strebten, selbständig zu werden, und es daher eine «grosse Zahl» von Fabrikanten gab, von denen die Mehrzahl nur «wenige Handweber beschäftigten»[45], also Kleinfabrikanten waren. Ihr Kapitalbedarf war gering. Die Weber wurden in der Regel erst nach dem Verkauf des von ihnen hergestellten Tuches entlöhnt[46]. Nöggli begann mit ersparten hundert Gulden. Anfangskapital konnte man sich nötigenfalls auch leihen lassen.

Eine ländliche Fabrikantenschicht existierte im Kanton Zürich schon seit dem 17. Jahrhundert. Damals gab die Obrigkeit die Verarbeitung von Baumwolle den Landbewohnern frei. Anders hätten die städtischen Verleger gar nicht das nötige Reservoir an Arbeitskräften zur Verfügung gehabt. Es konnte dann aber von der Obrigkeit nicht verhindert werden, dass auch ländliche Fabrikanten, sogenannte «Landtüchler», verlegerisch tätig wurden. Trotz verschiedener Verbote gewannen sie an Bedeutung, so dass sich die Zürcher Obrigkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schliesslich auf die Vorschrift beschränkte, die ländlichen Fabrikanten hätten die

45 Haegi, S. 61.
46 Ibid.

Rohbaumwolle in der Stadt einzukaufen und das Tuch wieder dorthin zu verkaufen. Mit dem Zusammenbruch der Alten Eidgenossenschaft fiel auch diese Restriktion dahin[47].

Die ländlichen Fabrikanten waren schon im Ancien Régime aus der Schicht der Heimarbeiter aufgestiegen, so war es auch wieder, als die Handweberei im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts einen grossen Aufschwung nahm[48]. Auch bei Stutz sind es Heimarbeiter, die Kleinfabrikanten werden. Man fragt sich allerdings von vorneherein, ob sie es überhaupt schaffen können. Ihr geringes Eigenkapital macht sie verletzlich, und sie haben sich zwar handwerkliche Fähigkeiten angeeignet, verfügen aber kaum über kaufmännische Geschäftskenntnis. Auch ihre allgemeine Bildung ist äusserst dürftig, die meisten von ihnen blieben Analphabeten. Wenn diese Kleinfabrikanten nämlich im übernächsten Bild wieder zusammenkommen, wird Nöggli den Aufruf zum Ustertag seinem Sohne Jokebli zum lesen geben, mit der Bemerkung: «Mir chönnd nüd Gschriebes lese, du chasch guet.» Von Felix, der auch anwesend ist, wissen wir allerdings bereits, dass er zu lesen versteht.

1814 war nicht nur ein Jahr ausgezeichneten Verdienstes, sondern damals hatten sich auch die im Ancien Régime regierenden Geschlechter wieder ehemalige Privilegien angeeignet. Diese *Restauration* findet auch im «Brand von Uster» ihren Niederschlag. Die im Stück auftretenden Personen sind sich allerdings nicht bewusst, dass die Verfassung durch einen Staatsstreich zuungunsten der Landschaft abgeändert worden war. Sie wussten nicht, was eine Verfassung sei, hörten aber von einem «alten Agenten», der sich gegen die Obrigkeit auflehnte. Die Verfassung der helvetischen Republik hatte in Artikel 103 den Dorfvorsteher, der Weisungen von oben zu vollziehen hatte, als «Agenten» bezeichnet. Es dürfte sich hier sehr wahrscheinlich um einen Mann handeln, der ehemals dieses Amt versehen hatte.

Was von diesem Agenten berichtet wird, gibt einen guten Eindruck vom *politischen Credo eines ländlichen Frühliberalen.* Er spricht über seine Vorstellungen von politischer Gleichberechtigung und Steuergerechtigkeit, vom Landvolk, das die Obrigkeit absichtlich unwissend halte, und von der Schweizer Geschichte des Mittelalters, die das Volk kennen sollte, waren die Liberalen doch der Ansicht, dass ihr Programm damals eine erste Verwirklichung erfahren habe. Der alte Agent würde gerne sehen, wenn das Landvolk sich wehren würde, fürchtet aber, dass dann die «Grossen», gemeint sind sicher die regierenden Schichten der Kantone, sich gegenseitig Hilfe leisten würden. Die meisten, mit Ausnahme von Nöggli, fanden, wer wie der alte Agent, bei gutem Verdienst «Krieg» anfangen wolle, sei gewiss ein Narr. «Chrieg» bedeutet hier Revolution.

47 Ibid. S. 29ff. und 44.
48 Ibid. S. 29 und 61.

Heiggel

Ja ghöret er, es hät Chrieg sölle ge;
Der alt Agent hät gester doch
Verfluecht tho über d'Oberkeit,
Dass er müess en Montierigsfranke ge.
Die ganz Verfassig sei nüd recht.
D'Regierig thüeg nu was sie wöll.
Em Rechte noh, müesst's ganz Volch Meister si.
Und alles glichi Recht und glichi Gsetz.
De Richst müesst's grad ha wie der Ärmst i dem;
Dänn Gott der Herr hai Alli glich erschaffe.
Jetzt müess de Richist i der Stadt nu bloss
En Franke geh, wie der Ärmst uff em Land,
Und das sei gwüss bim Eid nüd recht.

...

Dänn lass d'Regierig d'Burelüt
Nu wege dem nüt lehre, dass mä-n-e
Nüd chönn' in ihri Charte gseh.
So füehr sie's Landvolch ganz am Nareseil.
Und Alles sei so dumm und merki's nüd.
Wenn's Chrieg gäb, chönnt sih Niemäd wehre; denn
Die Grosse seied durenand verschwohre.
So chömä gar kei Liebi ha
Für's Vaterland, es freu Ein nüt.
Und hät do gsait von ere Schwizergschicht,
Wemä die kenne wor und wurd verstoh,
Das wär e chöstlichs Augesalb für eus,
Mir Alli seied wie stock blind.
Wenn Alles wär wie-n-er,
Sä fieng er hüt no Revälutzion
A, setzti gwüss die ganz Regierig ab,
Halt denn sie mieched d'Sach recht, wie's sih ghört.
Mä sött en Ard e Landsgmeind ha,
Und weiss nüd was er gschwätzt hät noh.

Alle

Ach min Gott! hät er ächt auh Recht??!!

Felix (nach einer Pause)

Äch, Larivari, chätzers Nar;
We wött auh Chrieg afo, wenn de Verdienst
E deweg ist. Ja wenn is d'Oberkeit

Wor de eweg neh! dänn, potz Safferment!
Dänn chönnt sie luege, was mä thät.

Heiggel, Ruedli, Babel

Dä häst bi Gott nüd übel Recht.
Sä lang's en Thaler gitt vom Gallistuck,
Sä-n-ist de gwüss en Nar wo Chrieg afangt.

Dann bringt Uecheli die Nachricht, dass man den alten Agenten gefesselt abgeführt habe. Alles sage, er werde seiner Lebtag nicht mehr heimkehren. Felix meint trocken: «Do hät er jetz si Revälutzion.» Als Nöggli aber die Auffassung vertritt, der alte Agent könnte doch recht haben, findet auch Felix, dann müsste alles aufstehen. Wenn er höre, dass einer ungerecht leiden müsse, «wie mich dänn auh e Roch achunnt». Der «Vater» entgegnete ihm im Sinne der etwas einseitigen Auslegung des Römerbriefes, wie sie im Ancien Régime üblich war:

Vater

Die Obrigkeit hat's Schwert von Gott empfangen,
Zu Guet dem Frumme-n- und zur Strof dem Bösen.
Ih säge das: «sind müsli still,
Sind Gott und Mensche ghorsam und thüend recht.»

Der Einblick in das politische Denken der Landleute, den Stutz in seinem zweiten Bild gewährt, lässt vermuten, dass die *Restauration von 1814/15 durch die gute Verdienstlage begünstigt wurde.* Die angehenden Fabrikanten scheinen nicht einmal zu merken, dass die Landschaft damals empfindlich in ihren Rechten verkürzt wurde.

«Um's Jahr 1824. Fabrikantennoth»

Die Hauptpersonen des «Brandes von Uster» sind also Fabrikanten geworden. Stutz selber will dies deutlich hervorheben, indem er das dritte Bild unter den Titel «Fabrikantennot» stellt. Es handelt sich um ausgesprochene Kleinfabrikanten, von denen wir sonst sehr wenig wissen. Neben Stutz liefern uns aber doch auch andere Quellen einige Informationen darüber. Meyer von Knonau gibt uns einen ersten, quantitativen Hinweis. Er schrieb 1834, in der Baumwollindustrie seien 595 Unternehmer tätig. «Über hundert» entfielen auf die mechanische Spinnerei, ferner wurden 19 Baumwolldruckereien betrieben und ausserdem sind die im Handel tätigen Unternehmer in Abzug zu bringen. Auf die Baumwollweberei dürften aber

immer noch Hunderte von Fabrikanten entfallen[49]. Dabei sind die Kleinstfabrikanten, die nur wenige Weber beschäftigten, von der Statistik möglicherweise nicht voll erfasst worden.

Am 9. Oktober 1830, also kurz vor dem Ustertag, enthielt die «Neue Zürcher Zeitung» zur heftig diskutierten Frage der Einführung mechanischer Webstühle einen Beitrag, den wir im Zusammenhang mit der geistigen Urheberschaft des Brandes von Uster wörtlich zitieren. Der Verfasser schreibt, dass «hunderte» von Kleinfabrikanten, sogenannte «Tüchler», in der Handweberei tätig seien, und diese seien es, die sich vor allem gegen die Einführung der Maschinenweberei zur Wehr setzen würden. Es heisst in diesem Artikel sogar, die Klasse der Kleinfabrikanten sei «zahlreicher» als jene der Weber, der Komparativ ist aber wohl ein Verschrieb oder Druckfehler. Wir dürfen jedoch auf Grund der Hinweise, die uns Meyer von Knonau und die «Neue Zürcher Zeitung» liefern, doch annehmen, dass es «hunderte von kleinen Fabrikanten» gab. Dem Verfasser des Zeitungsartikels erscheint das «zahlreiche Heer von Mittelspersonen» zwischen Webern, Garnverkäufern und Exporthändlern, «die entweder sehr wenig oder häufig minder als kein Vermögen haben», als volkswirtschaftliche Parasiten. Besser wäre es, das Geschäft würde in den Händen weniger grösserer Unternehmer konzentriert. Er spricht auch von einer «bankerottirenden Klasse» und lässt damit erkennen, dass die «Fabrikantennot» ein Dauerzustand war.

Nach Oscar Haegi lag die Verlegertätigkeit im Kanton Zürich schon vor dem Ende des Ancien Régimes gänzlich in den Händen der Landtüchler. Er schreibt, «dass es die Stadtbürger bei dem riesig zunehmenden Umfang des Handels immer mehr vorzogen, sich anstatt als Verleger als Händler zu betätigen, was noch einträglicher war. Daher überliessen sie die Verlegerei allmählich ganz den Tüchlern, welche nun zu unentbehrlichen Zwischengliedern vorrückten.»[50]

Martin Salzmann schreibt dazu: «Viele Heimarbeiter hatten in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts den Schritt gewagt, aus ihrer vom Verleger abhängigen Stellung herauszutreten. Als selbständige Weber und Kleinverleger zugleich begannen sie, auf eigene Rechnung zu arbeiten. Sie kauften Garn, woben Tücher und konnten sie dank guter Nachfrage leicht absetzen.» Salzmann weist dazu auf den Bericht eines Regierungskommissars, worin es heisst, «dass viele, die noch etwas Eigenthum besassen, um etwas mehr zu verdienen, auf eigene Rechnung zu arbeiten anfingen, d. h. das Garn kauften, verwoben und dann die Zeuge wieder verkauften. Diese Leute hatten damals Credit, die Garne wurden ihnen verabfolgt und die Zahlung musste erst in gewissen Terminen, gewöhnlich, wenn die Stücke verkauft waren, geleistet werden. Dabei gelangten sie in den Besitz von für

49 Meyer von Knonau, 1. Aufl., S. 108.
50 Haegi, S. 33f.

ihre Verhältnisse oft bedeutenden Summen und konnten nicht immer der Versuchung, sich diesen oder jenen Genuss zu verschaffen, das eine oder andere Bedürfnis zu befriedigen, widerstehen, geriethen so nach und nach in immer grössere Schulden, die am Ende auf ihre Gewerbe versichert wurden, darauf gleichsam untilgbar haften, aber bis zur Stunde und fernerhin verzinst werden sollten.»[51]

Sicher gab es auch damals noch Fabrikanten, die eine mittlere oder grössere Zahl von Heimarbeitern beschäftigten. Für die kapitalkräftigeren unter ihnen bot allerdings die bereits maschinell betriebene Spinnerei grössere Gewinnchancen.

Die zahlreiche Klasse der Kleinfabrikanten ist von manchen späteren Geschichtsschreibern wohl deshalb etwas übersehen worden, weil sie zu sehr in polarisierenden Klassengegensätzen dachten und in diesen kleinen, vielfach armseligen Existenzen den Unternehmer gar nicht suchten und daher auch nicht festzustellen vermochten. Ein augenfälliges Beispiel hiefür bietet der berühmteste unter den schweizerischen Kleinfabrikanten, *Ulrich Bräker*. Mit seiner Selbstcharakterisierung als «armer Mann» hat er zweifellos wesentlich dazu beigetragen, dass die Literaturhistoriker in ihm den Verleger und Kaufmann nicht zu erkennen vermochten, obschon seine Selbstbiographie keinen Zweifel darüber offen lässt und auch deutlich macht, dass es ihm in den achtziger Jahren bemerkenswert gut ging. Hermann Wartmann allerdings, der ja auch Wirtschaftshistoriker war, schreibt von Bräker in der «Allgemeinen deutschen Biographie», er habe sich «zum kleinen Garnhändler und Fabrikanten emporgearbeitet».

Das Schicksal Ulrich Bräkers verläuft ähnlich, wie jenes der Kleinfabrikanten im «Brand von Uster». Er begann 1759, zur Zeit der ersten grossen Blüte der Heimarbeit, im Alter von 24 Jahren auf Drängen seiner Braut, wie er in seinen Lebenserinnerungen schreibt, «Baumwollengarn zu kaufen. Damals' musst' ich noch den Spinnern auf ihr Wort glauben, und also den Lehrbletz theuer genug bezahlen.» Er verkaufte das Garn in St. Gallen und kaufte sich aus dem Erlös Rohbaumwolle, «ward nun in aller Form ein Garnjuwelier, und bildete mir schon mehr ein, als der Pfifferling werth zu sein». Er liess also Rohbaumwolle zu Garn verarbeiten und wurde damit Verleger oder Fabrikant. Wie die Kleinfabrikanten des «Brandes von Uster» spricht er gelegentlich von seinem «Gewerb», öfter von seinem «Handel». Er handelte abwechselnd mit Garn, das er selber fabrizieren liess und mit solchem, das er gekauft hatte. Obschon die Selbstbiographie darüber kaum Anhaltspunkte liefert, haben, wie im «Brand von Uster», Frau und Kinder auch bei Bräkers sehr wahrscheinlich mitgearbeitet, das heisst, Garn oder später Tuch hergestellt. Bei flauem Geschäftsgang dürfte dies gelegentlich auch der Vater getan haben. Für die Selbstversorgung betrieb die Familie Bräker etwas Landwirtschaft.

Wie Nöggli und Heiggel im «Brand von Uster» gestand sich Ueli Bräker rückblickend ein, von seinem «Bauelgewerb» anfänglich zu wenig verstanden zu haben, sonst wäre es «gewiss recht gut gegangen». Der Toggenburger Poet bekannte auch: «Überhaupt vertrödelte ich diese sechziger Jahre.» 1768 übernahm seine Frau vorübergehend das Garngeschäft. Er selber beschäftigte sich «nun selbst mit der Baumwollentüchlerey» und wurde damit Webereifabrikant. Er «glaubte halt ... mit den Webern besser als mit den Spinnern auskommen zu

51 ZHA N 69 4 fasc. 1 Nr. 19.

können». Als er «die Sachen ein wenig im Gang hatte», kam die schwere Krise der Jahre 1770/71 und Bräker gab die Weberei wieder auf.

Die siebziger Jahre waren die Zeit von Bräkers «Fabrikantennot», die er ziemlich ausführlich beschreibt. Obschon es fast als ländlich-bäuerliches Brauchtum betrachtet werden kann, in schlechten Zeiten zu klagen, aber in guten sich nichts anmerken zu lassen, berichtet Bräker doch auch über seinen wirtschaftlichen Aufstieg, der im Jahre 1779 einsetzte. Ein Glarner Fabrikant beauftragte ihn damals, Baumwolltücher für ihn weben zu lassen. Er wurde also Fergger und hatte das Risiko des Einkaufs und Verkaufs nicht zu tragen; seine Unternehmertätigkeit blieb auf die Arbeitgeberfunktion beschränkt. Das Geschäft liess sich sehr gut an, und schon im folgenden Jahr erweiterte er seine «Anstalt um ein merkliches» und fing an, Tücher auch wieder auf eigene Rechnung zu fabrizieren. In die achtziger Jahre fällt die goldene Zeit Bräkers. Er selber spricht von «meinem Wohlstand». Vom Ergebnis des Jahres 1781 schreibt er: «Ich hüpfte daher nicht selten in meiner Waarenkammer vor Freuden hoch auf», wenn er an seinen «Profit» dachte. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre meinte Bräker, wenn er zu sparen vermocht hätte, könnte er «vielleicht auf den heutigen Tag ein so genannter bemittelter Mann heissen und seyn». Bräkers Selbstbiographie bricht im Jahre 1788 ab. Aufgrund der wenigen Auszüge, die bisher aus seinem Tagebuch der neunziger Jahre veröffentlicht wurden, können wir annehmen, dass es ihm in jenem Jahrzehnt materiell wieder weniger gut ging.

Es war für uns wertvoll, in die noch nicht veröffentlichte Dissertation von Béatrice Veyrassat über «L'industrialisation dans le secteur cotonnier en Suisse 1760–1830/40» Einblick nehmen zu können. Sie hat vor allem die Region St. Gallen untersucht, gibt detaillierte Angaben über die Kleinfabrikanten von Baumwollgeweben und bestätigt, dass diese, jedenfalls in der östlichen Schweiz, dem Zentrum der Baumwollindustrie, das Verlagsgeschäft in Händen hatten:

«Un réseau d'intermédiaires – les fabricants – se forme et tisse des itinéraires inextricables entre le simple ouvrier et la firme commerciale. Avec quelque épargne ou un petit crédit, un tisserand peut cesser de travailler à façon, acheter à son compte la matière première, coton à filer ou fils, pour tisser la toile ou la mousseline qu'il revendra lui-même à un marchand ('Vorkäufer', établi dans toutes les localités de quelque importance) ou à un 'commissionnaire'. Et celui-ci, dès qu'il a rassemblé l'ouvrage de plusieurs tisserands autonomes, court les marchés de Saint-Gall, Herisau ou Trogen pour l'échanger contre coton brut ou filés à redistribuer. Une conjoncture favorable des affaires donne à chacun sa chance. Maints tisserands accumulent les pièces terminées pour les écouler au meilleur moment, encaissant un petit profit et, de profit en profit, étendent leur activité, prennent d'autres tisserands à leur service et louent éventuellement un entrepôt dans la ville de Saint-Gall pour y offrir leurs marchandises aux négociants de la place ou aux étrangers ...

On comprend mieux dès lors ce réseau de minuscules entreprises qui couvre le pays. Chacun tend à s'affranchir de sa condition de salarié. Certains graviront tous les échelons hiérarchiques entre tisserand et commerçant de gros. La plupart resteront fabricants modestes, mais libres de leur activité,

dans un système cellulaire où peu grandissent, mais où personne ne végète. L'énorme concurrence qui résulte de cette organisation particulière du travail exerce une influence certaine sur le prix des articles. Et donc sur les profits: comprimés au maximum, même en période faste, tant qu'on ne franchit pas certaines frontières dans la sphère de négoce pur ...

La distinction entre ces divers intermédiaires est souvent imperceptible: Il arrive que fabricants et marchands se confondent et il suffit aussi 'que l'on avance 10 livres de filés à un homme pour en faire à la fois un fabricant et un tisserand'. Et grande est la mobilité sociale dans ces cercles affairés, où certains fabricants ont réussi à se situer au-dessus de tel négociant. Ainsi, le travail apparaît extrêmement divisé. Une foule de petits fabricants tiennent dans leurs mains toute la production régionale. Les unités productrices sont minuscules, se bornant généralement aux dimensions d'une famille. Mais il en est aussi qui occupent des centaines de tisserands ou brodeuses.» Aufgrund eines Steuerverzeichnisses für Ausserrhoden aus der Zeit der Helvetik errechnet Béatrice Veyrassat, dass auf eine «Firma» durchschnittlich 6–7 Weber entfielen[52].

Diese Unternehmensstruktur hat sich in der Heimindustrie der Region St. Gallen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten. Béatrice Veyrassat zitiert die «Schweizerkunde» von Hermann Alexander Berlepsch aus dem Jahre 1875: «Bei der grossen, umfangreichen Baumwollen-Industrie z. B. sind eine grosse Menge kleiner thätiger Fabrikanten betheiligt ... In St. Gallen aber wohnen die exportirenden Kaufleute, die selbst nicht Fabrikanten sind.»[53]

Wenn Stutz im «Brand von Uster» die ehemaligen Heimarbeiter Felix, Nöggli, Ruedli, Heiggel, Babel und Joggi und noch andere Fabrikanten werden lässt, so macht er uns also auf die typische und wichtige Erscheinung der Kleinfabrikanten in der Baumwoll-Handweberei jener Zeit aufmerksam. Die konkrete Ausformung, die das «Gwerb» seiner Hauptpersonen angenommen hat, lässt uns Stutz in den meisten Fällen nicht genau erkennen. Verschiedenen Angaben können wir immerhin entnehmen, dass sie mit ihrer Familie weiterhin selber weben, aber jetzt auf eigene Rechnung. Damit wären sie aber noch keine «Fabrikanten» gewesen. Um dieser Bezeichnung zu entsprechen, hätten sie, wie zum Beispiel der Schwager von Stutz, im eigenen Hause noch zusätzliche Webstühle aufstellen und daran familienfremde «Webmägde» oder Weber arbeiten lassen können. Sie hätten dann eine kleine Manufaktur betrieben. Dies war allerdings nicht der Normalfall, sondern eher Nögglis «Gwerb», der zwar von «seinen Webern» spricht, aber aus anderen Äusserungen erkennen lässt, dass es sich dabei um Heimarbeiter handelt, er also ein kleiner Verleger ist. Anderseits ist eher auszuschliessen, dass sich unter den Kleinfabrikanten des «Brandes

52 VEYRASSAT, Kap. VII, 5.
53 BERLEPSCH, S. 551.

von Uster» einer befand, dessen Familie nicht selber produzierte und der nur Verleger war, wie der Vater von Stutz. Sehr ähnlich wie Béatrice Veyrassat für die Region St. Gallen zeichnet Oscar Haegi den üblichen Werdegang eines Fabrikanten im Zürcher Oberland: «Weber mit zahlreicher Familie kauften auf eigenes Risiko hin Garn, woben es zu Tüchern und setzten diese bei Händlern ab. Gewöhnlich nahmen sie allmählich noch andere Weber in ihren Dienst und wurden schliesslich, nachdem sie einige Gewinne gemacht hatten, ebenfalls Verleger.»[54]

Das Jahr 1824 kann von Stutz kaum deshalb für sein drittes Bild gewählt worden sein, weil es der Baumwollweberei damals schlecht gegangen wäre. Aus englischen Statistiken können wir im Gegenteil entnehmen, dass 1824 ein Jahr der Hochkonjunktur, das beste seit 1815 für die Baumwollweberei war[55]. Für Ausserrhoden lässt sich der gleiche Konjunkturverlauf feststellen – Boom Mitte der zwanziger Jahre, Überhitzung 1825 und Zurückfallen der Preise 1826[56]. Da auch die Zürcher Baumwollweberei vor allem für den Export arbeitete, also mit dem Weltmarkt eng verflochten war, ist es eher unwahrscheinlich, dass die konjunkturelle Entwicklung hier gerade umgekehrt verlaufen wäre.

Den Schlüssel für die Datierung des dritten Bildes durch Stutz dürfte eine Bemerkung in dem von Bowring verwerteten Bericht von Salomon Escher liefern. Er schreibt: «1804» – Errichtung einer Spinnereifabrik im sanktgallischen Seebezirk – «und 1824 war der Kanton Zürich, in Folge der Einführung von Maschinen, gewaltig aufgeregt.»[57] Im «Brand von Uster» trifft 1824 die Nachricht von der Erfindung mechanischer Webstühle ein. Die Möglichkeit, dass sie auch in der Schweiz eingeführt werden könnten, verursacht grosse Empörung unter den Kleinfabrikanten. Stutz dürfte für sein Bild der «Fabrikantennot» wohl auch den Bankerott seines Schwagers vor Augen gehabt haben, bei dem er als Weber ein sorgenfreies Auskommen gefunden hatte und der ihn sehr dauerte.

Der Sprung in die selbständige Existenz hatte also den ehemaligen Heimarbeitern des «Brandes von Uster» kein Glück gebracht. Am Anfang gingen die Geschäfte nicht schlecht. Man hatte aber Geld aufnehmen müssen, um die Webstühle für die Eigenproduktion anzuschaffen und einen Webkeller zu bauen. Ein Webstuhl kostete 1816 10–15 Gulden[58]. Der Schulmeister – es ist nicht mehr der gleiche, wie im ersten Bilde –, der sich nebenher auch als Fabrikant versuchte, war tief in Schulden geraten, versäumte die Schule und diente als Mistträger um zinsen zu können. Er schreibt in einer Bittschrift an die Regierung:

54 Haegi, S. 61.
55 Mitchell, brit. Statistics, S. 302, Cotton goods; Rostow, S. 181ff. und 196.
56 Appenzellisches Monatsblatt, S. 65 und 67.
57 Bowring, S. 130.
58 Studer, S. 232.

«Mann hat uns vor Johren die spinnrädlein mit Allem Gwalt weggeno und darmit ist ahles glück und sägen fortgewichen. Da hat man die zuflucht von den Webstühlen genomen der Ferdienst ware Nicht Ungering gewesen, in der erste aber doch Kamm ieder Husvatter in dye schulden Herrein Wyl allen blatz zu den webstühlen zu Klein gewesen Wahr, und Mann hat pouen müsen.

Wenn ein Vatter vor zyten siben kind Hatte gehabt, so hatt er Ordelich gleich mit Allensammen in dem Kleinen stüpli innen Können Arbeiten. aber ietz nümmen. Ein Webstuhl brucht Feufmol Meer platz alls Ein Spinnredli und kostet Zähn mol Meer als es. Auch muss yeders ein Liecht Haben, Sintemohlen wo do z'molen eins Eins dannethin mit Zächnen hat Könen bruchen.»

Auch Felix berichtet, die ersten Jahre sei es nicht schlecht gegangen, dann sei aber die Missernte und die grosse Teuerung von 1816/17 gekommen. Sie mussten Schulden machen. Von der Kirche das Essen empfangen wollten sie nicht. Dies hätte den Verlust des Stimmrechts in der Gemeinde und damit den sozialen Abstieg nach sich gezogen:

Felix

Mir händ z'erst ordelih z'verdiene gha,
Und d'Schulde wäred bald bald abzahlt gsi;
Jä do - was gescheht? - s'chunnt's Siebezechnerjohr,
Die gross, grossmächtig Thüri, wo mä chuum
Meh's Esse hät verdiene chönne. Jä,
Mä hät glich Schiff und Gschirr und Alles brucht.
Do händ die Schüldli zuegno wie de Tag
Im Summer, und die Zeis sind gwachse wie
Es Uchrut. Ach mäh hät sih gwehrt und gspert,
Es hät halt Niemäd wölle-n-i
Die grusam, grusam Armueth ie,
Mä hät nüt vo der Chille wölle-n-esse.
Ach, aber leider Gotterbarm!
Do hät mä Gsundheit müsse-n-ane ge
Für gfrore Bohne-n-und Erdöpfelhüt.

1817 diente Stutz als Müllerknecht; er schreibt in seiner Selbstbiographie, er habe damals «manches Viertel gedörrte Erdäpfelhülsen, erfrorne Feldbohnen u.s.w.» mahlen müssen[59]. Weiter berichtet er, schon der ungewöhnlich harte Winter 1815/16 habe eine schlechte Ernte und eine Teuerung erwarten lassen:

«Wer zu sparen verstand der sparte ... Der Arbeitsverdienst war immer

59 Stutz, Selbstbiographie, S. 468.

noch gut, aber das arme Webervolk hatte sich bei demselben an so viele und mancherlei Bedürfnisse gewöhnt, dass es um keinen Preis dieselben fahren lassen und sich zu rechter Zeit einschränken wollte, denn sie waren ihm zur Leidenschaft, zur andern Natur geworden. O, und solche Leute erleben nicht selten sehr harte Zeit. – Lange noch reichte der Arbeitsverdienst hin, ihre gewohnte Lebensweise im gleichen Gange zu erhalten, und als es nicht mehr hinreichte, machten sie halt Schulden, welche sie nicht mehr bezahlten, die übergingen auf ihre Kinder und Kindes Kinder.»[60]

Im «Brand von Uster» bemerkte der Grossvater ebenfalls, man habe die kostspielige Lebenshaltung, die der Übergang zum Weben ermöglicht habe, nicht mehr einschränken können. Ihr früheres Leben als Spinner erscheint ihm rückblickend als eine Zeit idyllischer Anspruchslosigkeit:

Grossvater

Säg, wie viel hundert Sache händ
Is do *nüd* gmanglet, wo mehr jetz müend ha.
Mä hät in Allem ordlih möge ko,
Händ, z'rechne, schier kei Schulde gha.

Aus anderen zeitgenössischen Quellen wissen wir, dass es nicht angängig wäre, die Not der damaligen Zeit bloss darauf zurückzuführen, dass man sich nicht einschränken konnte. Pfarrer Johann Hirzel sagte in seiner Synodalrede von 1816: «... reichlicher Lohn bezauberte den Weber, gelungene Unternehmungen verleiteten den Fabricanten zu gefährlicher Ausdehnung seiner Anstalt. Nun überstieg bald die Masse des Fabricierten den Verbrauch in geldarmer Zeit, und von Woche zu Woche wurde der Lohn vermindert. Mit immer schwächeren Kräften kämpfen nun diese armen Leute gegen die steigende Noth. Hunger und Gram ist auf ihrem Antlitz ausgedrückt. Nur wenige Stunden gönnen sie dem Schlaf, um ihr trauriges Daseyn durch angestrengte Arbeit zu erhalten. Aber sie müssten erliegen, wenn nicht Hülfe kommt ...»[61]

Hirzel weist hier auf eine zweite Ursache der Krise, neben Missernte und Teuerung: Die Herstellung von Baumwollgeweben war infolge des Nachkriegsbooms zu sehr ausgedehnt worden, was dann auf die Preise drücken musste. Meist wird auch die Überschwemmung des Kontinents durch englische Textilprodukte für die Krise von 1816/1817 verantwortlich gemacht. Die englischen Exportstatistiken veranlassen aber zu einer vorsichtigeren Bewertung dieses Krisenfaktors. Die massive Zunahme der britischen Ausfuhr nach Kontinentaleuropa fällt nämlich in die Jahre 1813 und 1814. Im Jahre 1815, als die schweizerischen Baumwollweber noch glänzende Zeiten hatten, war sie bereits wieder rückläufig. Der gesamte Export an englischen

60 Ibid. S. 400f.
61 Hirzel, S. 17f.

Baumwollgeweben stagnierte bei stärkeren jährlichen Schwankungen in der zweiten Hälfte der 1810er Jahre, wobei er seinen Tiefpunkt im Jahre 1816 erreichte[62]. Den Rückgang der Nachfrage infolge der Sättigung des Nachholbedarfes spürten also sowohl die schweizerischen als auch die englischen Weber. Ungünstig für beide wirkten sich zudem die primär gegen England gerichteten Importbeschränkungen aus, zu denen seit 1816 eine Reihe von Staaten geschritten waren[63].

Der Kriseneinbruch war zwar scharf, aber doch auch kurz gewesen. Wie Stutz in seiner Selbstbiographie schreibt, gab es rasch wieder «reichlichen Arbeitsverdienst in der Fabrikation»[64]. Im Brand von Uster erholen sich die Fabrikanten indessen nicht mehr von der Krise der Jahre 1816/17.

Die wirtschaftliche Lage der Kleinfabrikanten im Jahre 1824 wird eingangs des dritten Bildes geschildert. Nöggli betet zu Gott um Hilfe und beklagt dann die böse Zeit. Nachdem er einmal zwölfhundert Gulden besessen hatte, steckt er jetzt tief in den Schulden, wird von den Gläubigern bedrängt und weiss kaum mehr, wie sich über Wasser halten. Er darf nicht zu erkennen geben, wie schlecht es ihm geht, um nicht den Kredit zu verlieren und in Spott und Schande zu kommen. Er müsse seinen Webern mehr für das Tuch bezahlen, als er selber lösen könne, um sie bei der Stange zu halten, dass sie ihm «chehren helfen». Einer Untersuchung von Ludwig Jakob Schweizer, dem Pfarrer von Wila, können wir entnehmen, dass im Winter 1830/31 «jeder Fabrikant, ohne Ausnahme, mit bedeutendem Verlust» arbeitete. Der Weblohn sei gesunken, habe aber doch den Erlös des Baumwolltuches überstiegen, der noch stärker zurückgegangen sei[65]. Stutz kannte die Broschüre Schweizers[66], und es stellt sich die Frage, ob er nicht die Situation von 1831 in das Jahr 1824 zurückdatiert hat.

Auch den Garnlieferanten ist Nöggli ausgeliefert, wohl, weil er bei ihnen Schulden hat. Solange er bar bezahlen konnte, ging es noch an, jetzt aber liefern sie ihm das schlechteste Garn für den Preis des guten:

Nöggli

Bi bald sä-n-arm as Lazärus,
Un darf's keim Mensche chlage, nei!
Muess eisig thue noh as stand Alles guet,
Nu dass ih de Kredit nüd ganz verlür,
Und nüd i Spott und Schand ie chömm.
Muess mine Webere von jedem Stuck
Viel meh ge, as ich selber löse drab,

62 Mitchell, europ. Statistics, S. 182; Rostow, S. 215 und 221f.
63 Bodmer, S. 290; Zellweger bei Bowring, S. 39.
64 Stutz, Selbstbiographie, S. 487.
65 Schweizer, S. 3f.
66 Stutz, Brand von Uster, S. 117 Anm.

Nu dass s'mer blibed und mer helfed chehre.
Dänn wüssed s', dass ich so a s' bunde bi,
Und mached's Tuech wie sie gern wend.
Und mit em Garnherr hä-n-ih's wieder so.
De gitt mer Garn, es ist e grossi Strof,
Und hät mih noh am füülste-n - und'r em Joch.
s'Ist g'gange, wo-n-ih noh um's Baar
Hä chönne handle; ja do hät er mer
So rechti Waar g'ge. Aber jetz,
Wenn er mer Mist wor ge für Garn, sä müesst
Ih's zahle-n-as wie wenn's vom beste wär.
Dänn gitt's schlechts Tuech und löst Nüt drab.

Nach und nach treten die anderen Kleinfabrikanten dazu. Alle stecken sie tief in Schulden und werden von ihren Gläubigern hart bedrängt. Jeder möchte vom anderen, dass er ihm um Himmels Willen etwas Geld ausleihe. Ruedli ist der Meinung, die Spinnmaschinen seien an ihrem Elend schuld. Nöggli, der selbstkritisch zu urteilen vermag, meint hingegen, sie hätten «d'Sach nüd gnueg g'kennt». Auch Heiggel glaubt, er habe «nüd Achtig g'ge». Felix und Babel, die zu ihnen stossen, ziehen aber gegen die Spinnmaschinen vom Leder. Felix beschuldigt sie: «Die händ Alls z'under obsih g'kehrt und gmachet, dass mä Schulde hät wie Berg.» Hätte man vor Jahren auf ihn gehört und die Leute so viel wie möglich aufgereizt, «dänn stiehnd viellicht kei e so en Besti meh». Ruedli meint, so etwas hätte passieren können, wenn es darauf mit dem Weben nicht so gut gegangen wäre. Felix erwidert, das sei eben ein Lockvogel gewesen, der sie «is Garn ie zöklet» habe.

Als der Gemeindeammann erscheint, um eine Steuer einzuziehen, wird auch er in die Diskussion um die Spinnmaschinen verwickelt. Alle wünschen, dass die Obrigkeit sie fortschaffen möge, damit man wieder verdienen könne und nicht bloss die Maschinenherren allein. Die seien bald Könige und hätten sie arme Teufel unter ihrem Joch.

Gemeindeammann

Ne nei, sie händ Verdienst und gend Verdienst,
Do muess mä dänn glich billi si.
Was wött mä-n-auh um Gottes Wille thue,
Wenn's kei Maschine meh hätt i der Schwiz?

Der Gemeindeammann behält das letzte Wort, als er diesen Kleinfabrikanten bedeutet, er habe ein Vöglein pfeiffen hören, und wenn das wahr sei, könnte es noch ärger kommen, und dann wäre das Mass auf jeden Fall voll. Alle möchten um Gottes Willen wissen, um was es sich handle.

Gemeindeammann

s'Geb *Webmaschine,* hä-n-ih ghört,
s'Müess bstimmt e ganzi Wohret si,
Dass z'letst kein Mensch meh vo Hand webe chönn,
Und gang wie's mit em Spinne g'gange-n-ist.

Die Grossmutter, die einer Ohnmacht nahe war, bittet den Gemeindeammann, er solle ihnen doch helfen, dass es keine Webmaschinen gebe, er sei ein Mann, der gut reden könne und die Sache verstehe. Der Gemeindeammann würde gerne helfen, wenn er könnte, tröstet die Leute, es komme vielleicht doch nicht so schlimm, als es jetzt aussehe, und gibt ihnen Aufschub zum Zahlen der Steuer. Der Zorn der Kleinfabrikanten wendet sich von den Spinnmaschinen weg gegen die Webmaschinen, und dies mit besserem Grund. Felix ist der erste, der sich Luft macht.

Felix

Und eb ich hungerstirbe-n-und mi Ehr
Muess fahre lo, sä wog ih s'Letst,
Und wenn ih um de Chopf müesst cho, das wär
Mer glich, wie-n-ih scho hundert Mol gsait ha.

Gerade als alle finden, man sollte eine «G'schrift» einreichen, erscheint der Schulmeister mit einer Petition an die Regierung, sie möge die gottlosen Webmaschinen nicht aufkommen lassen. Wenn sie um ihre Webstühle kommen sollten, gebe es «Krieg», aber wenn sie Arbeit und Verdienst hätten, seien sie still und mit wenigem zufrieden. Der mit vielen Fehlern gespickte Entwurf des Schulmeisters, aus dem wir oben einen Passus zitiert haben, findet den Beifall aller. Dann tritt Joggi, der Mann Babels, zu ihnen, der bereits gehört hatte, dass es Webmaschinen gebe. Für ihn trägt die Regierung die Schuld daran. Er ist aber ängstlich und möchte nicht, dass seine Ansicht bekannt wird:

Joggi

Es ist kein Mensch d'Schuld weder d'Oberkeit.
Sie chönnt nu säge: wer das thuet, und so
Maschine macht wird gstroft; dänn hätt's es scho.
Wer aber schwiget und keis Mul ufthuet
Ist sie, die hochwis Oberkeit. Sie lot
Die Herre mache was s'gern wend;
Natürlih nu will's Herre sind.
Fienged die arme Lüt so Öppis a,
Sä wurdet s'tödt und chämed um de Chopf.

Nu do sei's gsait, es goht halt gwüss nüd guet
Bis mir en anderi Regierig händ.
Wenn's aber nu auh Niemäd ghört sust gieng's
Mer wie's em Agent g'gange-n-ist, ih chäm
Weiss Gott wie für mängs Johr is Zuchthus ie.

Die Bestrafung des liberalen «alten Agenten» im Jahre 1814 erfüllte also ihre abschreckende Wirkung. Joggi erfährt dann von der Absicht, eine Petition gegen die Webmaschinen einzureichen.

Joggi

Herr Jesis! thüend ihr das noh nüd!
Schribe thuet blibe, bhüet is nei!
s'Chönnt öppe-n-Öppis drinn stoh wo
Mä-n-i villicht grad packe chönnt.
Die Herren sind gar tüfelmässig fin.
Wartet ihr noh, wer weisst, viellicht
Fangt öpper Ander de Chrieg a.
Dänn mached mir mit uff der Stell.
Er werdet's gseh, wenn d'Noth emol
Recht do ist goht's zentume-n-a
Der *Erst* wott ich nüd sie, aber de *Zweit.*

Felix ist im Zwiespalt mit sich selber. Er denkt an Frau und Kind und möchte gern ehrlich durchkommen:

Felix

Und ist mer doch nüd g'ge, dass ich
Nu Alles chönn lo goh wie's goht.
Es drängt und tribt mih uff all Wis und Weg.
Ach muess ich ächt noh so unglücklih si,
I Noth und Armueth cho, i Spott und Schand?
Verrüeft werde-n-als Lump vor allem Volch,
En Fingerzeig do si der ganze Gmeind?
O, nei! das chann ich nüd lo gscheh!
Ja wehre will ich mich bis uff en Tod.
Zieht *Eine*-n-us, uff die Maschine los,
Sä hilft dänn Alles nüt, bin ich de *Zweit*

Ruedli, Nöggli, Heiggel, Joggi

Und ich! – zieht *Eine*-n-us bin ich de *Zweit.*

Die bedrängte Situation der Kleinfabrikanten, wie sie Stutz uns schildert, steht in einem gewissen Gegensatz zu dem, was wir über die damalige *Lage der Baumwollhandweberei* wissen. Die 1820er Jahre gelten als eine Zeit, in der sie stark expandierte. Unter den älteren Darstellungen zur Geschichte der schweizerischen Baumwollweberei schreibt zum Beispiel Adolf Jenny: Nachdem die napoleonischen Kriege und die Hungerjahre von 1816/17 «überstanden waren, regte sich in der Schweiz bald wieder eine grosse Unternehmungslust und das Bestreben, durch angestrengte Tätigkeit und äusserste Sparsamkeit die erhaltenen Wunden zu heilen. Ein grosser Anteil an dieser wirtschaftlichen Wiederaufrichtung kommt der raschen Erneuerung und Entwicklung der Baumwollindustrie, teilweise nun im veränderten Gewande moderner Fabrikindustrie, zu.»[67] In England habe es 1820 noch 240 000 Handwebstühle und in England und Schottland zusammen nur 14 150 Maschinenwebstühle gegeben. «Unter diesen Umständen konnten die schweizerischen Handweber, die sich bei ihrer einfachen, sparsamen Lebenshaltung mit relativ bescheidenen Löhnen begnügten, die Konkurrenz ganz wohl aushalten, und so sehen wir denn die Handweberei besonders von 1815 an im Einklang mit dem allgemeinen geschäftlichen Aufschwung in der Nord- und Ostschweiz eine grosse Ausdehnung annehmen, die bis um die Mitte der 1830er Jahre anhielt und bis in die hintersten Weiler und Täler reges hausindustrielles Leben brachte.»[68]

Jean François Bergier schrieb 1972 in seiner zusammenfassenden Darstellung der schweizerischen Industriegeschichte: «A partir de 1820/25 en effet, filature et tissage du coton affirment leur croissance et leur position en pointe de l'industrie.» 1820–1850 sei die Schweiz in verhältnismässig günstiger Lage gewesen, während die anderen Industrienationen – England, Frankreich, Belgien – eine Phase verlangsamten Wachstums – Kondratieff'sche Phase B – durchgemacht hätten. «La Suisse est donc, une fois encore, à contresens de la conjoncture générale, et elle en profite.» Die mechanischen Spinnereien hätten stark zugenommen und seien über verschiedene Kantone zerstreut gewesen: «Singulière dispersion, donc, qui témoigne, après la crise de 1816 à 1817, de conditions exceptionnellement favorables. La liberté d'établissement est totale; et l'industrie du tissage, en pleine expansion elle aussi, consomme à mesure les filés produits – et même davantage puisqu'elle continuera jusque vers 1870 à importer ...»[69] Rudolf Braun spricht von der damaligen «Hochblüte» der Calicothandweberei im Zürcher Oberland und von einer «fast zwei Jahrzehnte anhaltenden Konjunkturperiode», die nur durch kurze Krisen unterbrochen worden sei[70]. Mechanische Webereien wurden in der Schweiz zwar 1825 und 1827 ge-

67 Jenny, S. 875.
68 Ibid. S. 885.
69 Bergier, S. 99.
70 Braun II, S. 31.

gründet. Beide gingen aber nach kurzer Zeit wieder ein. Die erste Maschinenweberei, die Bestand haben sollte, nahm 1830 in Biel die Fabrikation auf[71].

Die Angaben über die *Löhne der Handweber* in jener Zeit scheinen etwas widersprüchlich. Der oben zitierte Glarner Fabrikant Jenny spricht von relativ bescheidenen Löhnen und, im Gegensatz zu Stutz und anderen zeitgenössischen Quellen, von der sparsamen Lebenshaltung der Weber. Bowring stellte ebenfalls fest, dass die Arbeitslöhne in der Schweiz vergleichsweise niedrig waren. Jedoch seien infolge der Freihandelspolitik, die von der Schweiz zuerst aus politischer Schwäche, dann aus Überzeugung gehandhabt wurde, auch die Lebenshaltungskosten niedriger als anderswo. Bowring, der 1835 die Schweiz bereiste und zuhanden des englischen Unterhauses einen Bericht erstattete, der das seine beitrug, England zum Freihandel zu bekehren, war beeindruckt von der sozio-ökonomischen Lage der Schweiz: «Kein Land hat wohl solche Fortschritte im Wohlstande gemacht; ich kenne mindestens keines, in dem der Wohlstand sich so allgemein und so tief herab erstreckte unter den arbeitenden Klassen der Fabrikgegenden der Schweiz.»[72] Wie aus den anschliessenden Sätzen hervorgeht, meint Bowring damit vor allem die Heimarbeiter.

Lohnangaben aus erster Hand gibt uns die Selbstbiographie von Jakob Stutz, der ja von 1819 bis 1827 mit kleineren Unterbrüchen sein Brot als Weber verdiente. Schon erwähnt haben wir seine Feststellung, dass der Verdienst nach Überwindung der Krise von 1816/17 sofort wieder reichlich floss[73]. 1819 bestimmten ihn seine Schwestern, selber Weber zu werden, «denn jetzt sei Etwas zu verdienen»[74]. Stutz überforderte sich dabei nicht. Er unterbrach die Webarbeit, um dichterische Einfälle zu notieren, sang mitunter Lieder mit der im gleichen Zimmer arbeitenden Webmagd oder erzählte ihr Geschichten. Trotzdem verblieb ihm in der Woche nach Abzug des Kostgeldes ein Gulden[75], was ungefähr dem Existenzbedarf eines erwachsenen Menschen entsprach.

1821 diente Stutz bei einem Hutmacher in Zürich als Hausknecht. Die Schwester holt ihn nach etwa drei Monaten zurück an den Webstuhl. Sie hatte ihm geschrieben, sein Feind, der ihn aus Bauma vertrieben, sei seiner Stelle enthoben, die Fabrikation gehe gut, «du könntest viel verdienen»[76]. Als 1822 der Rest des väterlichen Gutes zu einem hohen Preis verkauft werden kann, führt Stutz dies auf den «reichen, reichen Arbeitsverdienst» zurück, den damals fast alle Zweige der Industrie boten[77]. 1824 bewirbt sich

71 Bodmer, S. 295.
72 Bowring, S. 3ff. und 10.
73 Stutz, Selbstbiographie, S. 487.
74 Ibid. S. 539.
75 Ibid. S. 578.
76 Ibid. S. 620.
77 Ibid. S. 624.

Stutz um eine Lehrerstelle, zieht seine Bewerbung aber vorzeitig zurück, um «mit Freuden» wieder zu seiner Webarbeit zurückzukehren, «konnte ich ja mein Durchkommen recht ordentlich finden»[78].

Ludwig Jakob Schweizer, der Pfarrer von Wila, schrieb allerdings 1831, Kundige würden behaupten, dass der Weberverdienst in den letzten zehn Jahren rückläufige Tendenz gezeigt habe. «... dass wenn er auch von Zeit zu Zeit wieder etwas sich erhob, er doch niemahls auf den gerade vorhergegangenen Standpunkt zurückkehrte, sondern immer etwas unter demselben blieb. Die Ursache liegt theils in der fortschreitend *zunehmenden* Zahl der producirenden Hände, theils und besonders in der letzten Zeit, in der Errichtung künstlicher Webmaschinen. - Welche gerechte Besorgnisse erregt dies für die Zukunft!»[79] Auch wenn der Weberverdienst während der zwanziger Jahre leicht zurückgegangen sein sollte, so vollzog sich die Regression doch zweifellos auf einem verhältnismässig hohen Niveau.

Der «Brand von Uster», der die wirtschaftliche Lage der Kleinfabrikanten zwischen 1816 und 1824 als äusserst misslich schildert, scheint also nicht übereinzustimmen mit dem, was wir aus anderen Quellen und auch aus der Selbstbiographie von Stutz über die allgemeine Situation der Handweberei und den Verdienst der Heimarbeiter wissen. Dabei bestätigt aber der Artikel der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 9. Oktober 1830 die bedrängte Situation der Kleinfabrikanten. Der Widerspruch liesse sich lösen durch die *Hypothese, dass es den Handwebern ordentlich gut ging, den meisten Fabrikanten aber gleichzeitig eher schlecht.* Manche Kleinunternehmer dürften es allein schon wegen mangelnder Geschäftskenntnis nie auf einen grünen Zweig gebracht haben und leicht in Schulden geschlittert sein. Die Verhältnisse im Zürcher Oberland dürften zudem jenen geglichen haben, die Béatrice Veyrassat für die Handweberei der Region St. Gallen ermittelt hat, wo die Heimarbeiter allgemein danach strebten, selbständig zu werden, die Zahl der Kleinfabrikanten übersetzt und der Preis daher gedrückt war, den sie für ihre Ware zu erzielen vermochten. Falls dies für das Zürcher Oberland ebenfalls zutreffen sollte, so wäre zu vermuten, dass sich die Kleinfabrikanten auch auf dem Arbeitsmarkt konkurrenzierten, was sich wiederum ungünstig auf ihre Verdienstmarge auswirken musste. Wenn im «Brand von Uster» der Kleinfabrikant Nöggli den Webern sogar mehr bezahlen muss, als er für deren Tuch zu lösen vermag, weil er erreichen will, dass sie weiterhin für ihn arbeiten, so konnte dieser Zustand jedoch nicht von längerer Dauer sein. Der Kleinfabrikant war allerdings in der Lage, gewisse Verluste auszugleichen durch den Erlös des Tuches, das seine Familie selber gewoben hatte. Es bestand zudem auch bei schlechter Verdienstlage und gerade, wenn er verschuldet war, für ihn ein starker Zwang, sein Gewerbe nicht aufzugeben, weil dann seine Gläubiger sofort ihre Dar-

78 Ibid. S. 659.
79 SCHWEIZER, S. 6.

lehen zurückgefordert hätten, die sie ihm für sein Unternehmen geliehen hatten, wodurch er in die grösste Verlegenheit gekommen wäre. Die Angst vor dem Bankerott, verbunden mit der Hoffnung auf bessere Zeiten, dürften manchen Kleinfabrikanten zum Ausharren veranlasst haben.

Das dritte Bild des «Brandes von Uster» enthält schliesslich auch eine Aussage zu den politischen Verhältnissen. Die *Tagsatzung stand offenbar in schlechtem Ansehen bei den Landleuten,* weil ihnen nicht ersichtlich war, welchen Nutzen sie eigentlich stifte. Es darf daraus wohl auch der Schluss gezogen werden, dass der politische Rahmen, in dem die Landbevölkerung dachte, noch ihr Kanton war, und der schweizerische Nationalgedanke bei ihnen noch nicht stark Fuss gefasst hatte. Die Steuer, die der Gemeindeammann in diesem Bild einziehen will, ist für die «Tagsatzung», also wohl zur Begleichung eidgenössischer Ausgaben bestimmt:

Gemeindeammann

Jä, s'ist für d'Tagsatzig das Mol.
Es müend viel tusig Franke-n-abzahlt si.

Babel und Felix

Ae, z'Dummer! ist die wieder do?
Für was hät sie so Franke brucht? säg! - hä? -
Ih wot's bim Dummer wüsse, gsehst!
Es sait jo Alls sie hai nüt tho,
Sie fressi nu u suf sä viel sie mög.
Für so Tagdiebe zahl ich eidlih nüt.
Mä gäb mir auh nüt, wenn ih nu
Fulhunde wor, und's wär auh recht, seb wär's.

Der Ustertag von 1830

Der vierte Akt oder, wie Stutz schreibt, die «vierte Zeit» bringt chronologisch gestaffelt Szenen aus den Jahren 1830 und 1832, die sich um den Ustertag und den Brand von Uster gruppieren. Stutz gibt auch hier zum voraus eine Wertung, setzt er doch über das Ganze den Titel: «Zerstörungswuth». Die letzten Szenen seines «Zeitgemäldes» enthalten keinerlei Hinweise, dass sich der sozio-ökonomische Status der Hauptpersonen geändert haben könnte und sie nicht mehr Kleinfabrikanten waren. Während in den früheren Bildern eher sozio-ökonomische Zustände und Entwicklungen zur Darstellung gelangen, sind es im vierten Akt konkrete historische Ereignisse mit politischem Anstrich, über die wir aus anderen Quellen gut unterrichtet sind, die wir hier nun aber aus der Sicht der unteren Volksschichten kennen lernen.

Der erste Auftritt wird von Stutz nicht genauer datiert, muss aber im August 1830 spielen und beginnt mit einem neuen Donnerschlag für die Kleinfabrikanten und auch die Handweber. Felix tritt ein und verkündet: «Jetz hämer die grossmächtig Strof, de Hölledrack scho vor der Thüre zue.» Sein «Grosser» sei von Uster gekommen und habe gejammert, dass es dort schon eine «*Webmaschine*» habe. Wenn man dem Übel nicht steure, so werde es gehen, wie mit den Spinnmaschinen, sie würden wie «Filze» [sic] aus dem Boden wachsen.

Felix

Und dänn – was afange, was thue? –
Jetz hämer d'Wahl noh Lumpe z'ge,
Dänn hungersterbe-n-oder is
Z'erst wehre, s'lang en Tropfe Bluet do ist.
Säg's noh emol und rüef es überlut,
Dass ich mi Ehr und guete Name thür
Verchaufe will, sä wohr as's jetz Tag
Ist und's en Gott im Himmel hät.
Ich lid mih gwüss sä lang's z'erlide-n-ist,
Und hä mih glitte bis uff jetz,
Und bin auh gwüss mit Wenigem vernüegt.
Ih chann i säge, dass mir sit's
So misserabel ist mit em Verdienst,
Die ganz hel Wuche gwüss keis Mökli Brod
Chönnd esse – Glaubet's oder nüd.
Und wäred noh gern z'friede so,
Wemä-n-is nu nüd wött zu Lumpe mache,
Das aber quält mich bis in Tod.

Er vermöge nicht wie die anderen, denen es gleichgültig sei, ein «Lump» zu werden, alles fahren zu lassen, erklärt Felix weiter. Von den Schulden und den Gläubigern, die sie bedrängen, ist hier, wie überhaupt in der «vierten Zeit» nicht mehr die Rede, was nicht unbedingt heisst, dass die Darlehen inzwischen zurückbezahlt werden konnten. Das Schlimmste für Felix wäre, um Ehre und guten Namen zu kommen. Er gehört nicht zu jenen, die sich nicht einschränken können, und kann Armut ertragen. Als Beleg führt er an, dass seine Familie nicht mehr abwechselnd mit Kartoffeln auch Brot esse, war sich aber bewusst, damit vielleicht keinen Glauben zu finden, fügte er doch bei, «ihr mögt es glauben oder nicht».

Dann wird eine neue Nachricht angekündigt, indem Jokebli meldet, das halbe Dorf stehe unter dem Nussbaum. Ein Teil jammere, ein anderer zeige Freude und die anderen würden fluchen. Um was es sich handelt, erfahren wir von den darauf Hinzutretenden:

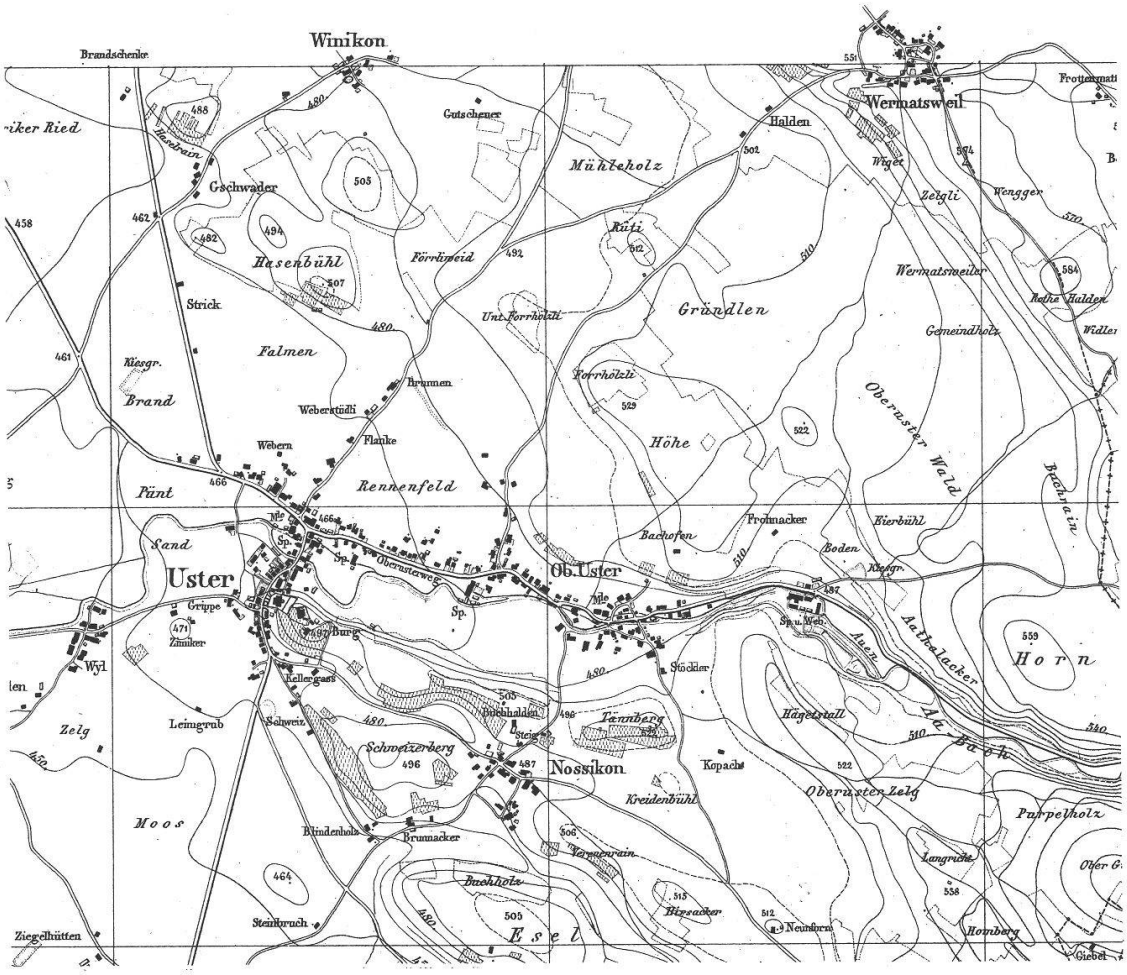


Abb. 2. Das Gebiet von Uster, Ausschnitt aus der Wild-Karte, aufgenommen 1843–51, wiedergegeben im Massstab 1:33 000. (Nach einer Folie im Besitze der Kunstdenkmälerinventarisation des Kantons Zürich.) Auf dem Zimiker, Punkt 471, westlich von (Kirch-)Uster fand die Volksversammlung vom 22. November 1830 statt. Die Fabrik von Corrodi & Pfister befindet sich etwa 500 m östlich von Oberuster bei Punkt 487 und ist mit «Sp.u.Web.» beschriftet. Auf dieser Karte ist die Landstrasse von Uster nach Wetzikon durch das Aatal verzeichnet, die 1832 noch nicht existierte. Die Maschinenstürmer rückten auf der älteren Strasse, die an der «Kiesgr.» vorbeiführte, aus genau östlicher Richtung an.

Babel und Joggi

Jetz wird's dänn doch emol los goh.
Z'Paris ist Reväluzion.
Sie händ de Künnig abgsetzt und furtg'jagt.

Was wir schon aus den Zeitungen jener Tage wissen, findet sich im «Brand von Uster» bestätigt: An den Vorgängen in Paris interessierte die Schweizer vorerst das Schicksal ihrer Landsleute, die als Söldner dienten und in die Strassenkämpfe verwickelt worden waren. Der Grossvater dürfte sich an das Jahr 1799 erinnert haben, denn er glaubte, es werde nun rundherum losgehen, die militärische Entscheidung werde dann auf

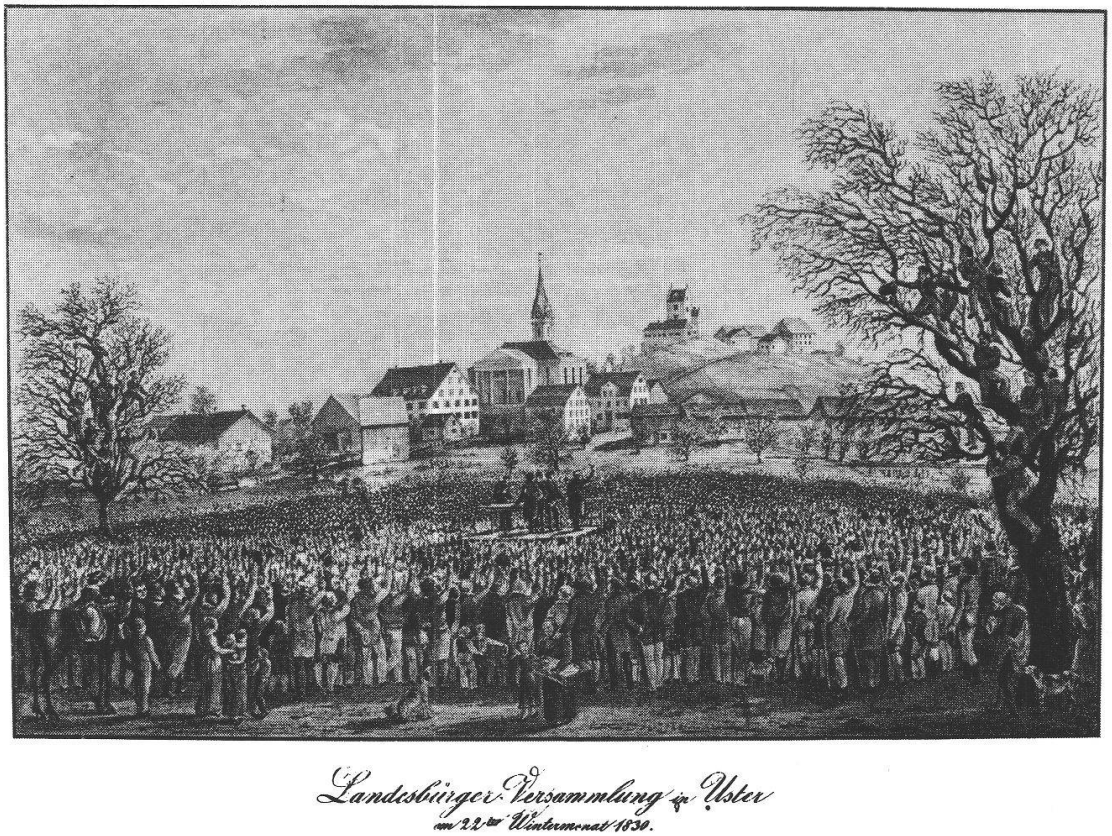


Abb. 3. Lithographie der Volksversammlung von Uster vom 22. November 1830. (Nach dem Exemplar der Zentralbibliothek Zürich.)

Schweizer Boden ausgefochten. Felix sieht eine Möglichkeit, den Webmaschinen beizukommen:

Felix

Sä gwüss, dass's Reväluzion muess ge,
Sä dringt mä z'allererst uff das,
Dass d'Webmaschine müessed furt.
Ich wette druf, s stimmt Alles z'sämme-n-i.
Und wenn d'Regierig das nüd igoh will,
Sä wird sie s'gwüss abgsetzt, dass's jetz Ähnn ist.
s'Füür hät schon lang brennt gege si,
De Chrieg z'Paris blost's jetz erst noh recht a.

Das Wort «Krieg» habe ihn bisher immer mit Schrecken erfüllt, jetzt aber, Gott möge es ihm verzeihen, freue es ihn schier darauf.

Die nächste Szene spielt am 21. November 1830 und bringt die Aufforderung zur Teilnahme an der «Landesversammlung» von Uster. Man spricht heute von den «Volksversammlungen» des Jahres 1830, die Landleute im «Brand von Uster» nennen sie eine «Landsgemeinde». Die Versammlung

von Uster knüpfte also nach ihrem Empfinden an eine alteidgenössische Tradition an, die in anderen Kantonen auch nicht verboten war.

Nöggli

Gott Lob und Dank! jetz ist die Zit
Doch emol cho, wo-n-eus cha ghulfe werde.
...
Denk Ätti! 's gitt e Landsgmeind morn,
Und Alles, Alles zieht uff Uster zue,
Und Jede dörfi säge dört,
Was er vo der Regierig wöll,
und was er weuschi, was ehm fehl.

Grossvater

Und werdet er dänn wol erhört?? -

Alle

Poh! öppe-n-auh! mir weusched jo sust nüt,
As dass mä-n-is z'verdiene geb,
Und d'Webmaschine-n-jetz emol verbüt.
Dänn das ist jo d'Regierig wol im Stand.

Der «alte Agent», der aus dem Zuchthaus entlassen worden war und «zum Gotterbarm» aussieht, erzählt, was er alles gelitten habe, und fordert zur Teilnahme am Tag von Uster auf. «Jetz chömm de Tag, wo Pharao die Kinder Israels befreie muess.» Sein Schicksal weckt offenbar bei Uecheli Bedenken:

Uecheli

Sust muess ich säge 's macht mer Angst.
Kein Spass isch gege d'Oberkeit ufzstoh.
Herr Jesis, denket! wenn's auf fehle wor?
Dänn wäred mir däbei gsi doch.

Friedli

Ich säge das, wenn's nu en Guldi gäb
Vom Stückli Tuech, wär ich diheim,
Verlupfti, s'wohr ih lebe, gwüss kein Fuess,
Und wenn das Züg do grad vorusse wär.
Jetz aber, will ih Nüt z'versuume hä,
Und's um die Webmaschine goht,
Dur die mä jo, weiss Gott um Ehr
Und guete Name chönnti cho,

Sä möcht ih emäl nüd diheime si.
Will z'letst nu auh go luege was's wöll ge,
Mä wird Eim wege dem nüt chönne thue.

Felix

Und so isch Jedem do, frög gwüss wer d'witt.

Auch andere Äusserungen, die in diesem Bilde gemacht werden, bestätigen nochmals, dass die Landleute des «Brandes von Uster» sich in ihrem politischen Verhalten ganz bewusst vom jeweiligen Verdienst bestimmen lassen. Ist er gut, wie 1814, interessieren sie sich nicht um die politischen Vorgänge, ist er hingegen schlecht und droht er gar noch schlechter zu werden, begehren sie gegen die Regierung auf.

Stutz hatte die Nachricht vom Ustertag seinerzeit mit ängstlicher Skepsis aufgenommen. Die ganze Regenerationsbewegung war ihm nicht geheuer. Wir können dies seinem *Tagebuch* entnehmen[80]. Man muss sich dabei allerdings vor Augen halten, dass der sensible, furchtsame und beeinflussbare junge Mann damals unter Stadtleuten lebte. Am 6. Dezember 1830 vermerkt er im Tagebuch knapp die Volksversammlung von Uster und fügt dann bei: «Aber, aber, ich weiss nicht, die Zeit kommt mir bedenklich vor.» Er fürchtet, die Österreicher könnten durch die Schweiz nach Belgien marschieren. Am 7. Dezember notiert Stutz den Aufruhr in den Kantonen Aargau und Freiburg und bemerkt dazu: «Mein Gott! was sind das für Auftritte in unserm lieben Vaterlande. Es schaudert einem gewiss davor. Aber es kommt noch gefährlicher, das werden wir sehen. Mir ist, ich sehe jetzt schon alles in Bewegung, sich gegen den Feind zu rüsten. Aber wir werden überwunden. O welcher Jammer! welche Verzweiflung von vielen Tausend. Welche Bilder steigen in meiner Seele auf, Schreckensbilder aller Art, die ich nicht niederschreiben kann.» Am 15. Dezember 1830, nach der Wahl des Grossen Rates, heisst es im Tagebuch von Stutz: «... es gefällt mir nur so halb ... das Volk auf dem Lande hat die klarsten Beweise von Gleichgültigkeit an den Tag gelegt, in dem es an einigen Orten um ein Glas Wein jeden Thoren zum Rathsherrn gewählt hätte.»

Ganz anders erscheint der 22. November 1830 im «Brand von Uster». Hier geht von der Volksversammlung ein Licht aus, das auch die Personen des «Zeitgemäldes», die teilnehmen, zu erhellen und zu beeindrucken, ja zu begeistern vermag. Schon der Abmarsch am frühen Morgen ist aussergewöhnlich. Die Zurückgebliebenen haben in ihrem Leben noch nie einen solchen Menschenstrom gesehen: «Herr Jesis Gott! wie goht das auh! Mi Lebtig hä-n-ih doch noh Nüt so gseh», ruft Babel. Der Grossvater und die

80 ZHZB N 612.

«Mutter», Nögglis Frau, sind tief verängstigt. Die Mutter klagt: «Ach, s'wird mer doch so schülig drab. Um Gottes Wille! was gitt's ächt auh noh?» Der Grossvater antwortet ihr: «Jomer und Elend, Chrieg und Chriegsgeschrei.» Esterli erzählt von grausigen Zeichen am Himmel und dass im Kanton Zug zweihundert Dörfer untergegangen seien, der Pfarrer von Hegnau habe es auf der Kanzel gesagt. Alle glauben: «Mer lebed wäger i der letste Zit.»

Gewissermassen als Kontrastfigur führt Stutz in diesem Bild den Branntweintrinker Hans Ludi ein. Er spottet über all die Narren, die nach Uster ziehen. Ihm sei es doch gleich, ob es Webmaschinen gebe oder nicht. «Wenn ich Nüt ha, händ ander Lüt.» Was sie sich denn plagen und sorgen würden Tag und Nacht. «Ach, lönd ihr gheie, Thorebuebe-n-ihr! und lönd die für i sorge, wo Gäld händ.» Er lasse seine Kinder laufen, wohin sie wollten. Sie und seine Frau brächten genügend Erbetteltes nach Hause. Es sei recht, wenn die Armen immer ärmer würden. Wenn dies dann zur grossen Enteignung der Reichen führe, dann, allerdings, würde er mitmachen:

Hans Ludi

Wenn's doch nu auh en ganze Tüfel voll
So Webmaschine gäb, seb wenn's, und mä
Z'letst gar nüt meh z'verdiene hätt, und dänn
De Riche hinder d'Geldsäck grothe thät
Um derigs giengt ih schoh uff Uster zue.

Um jene Zeit gingen tatsächlich Gerüchte um, dass von solchen Expropriationen gesprochen werde. Schweizer, der dies berichtet, ist aber überzeugt, dass es sich dabei nur um einzelne «liederliche und ehrlose» Menschen handle und keine eigentliche Gefahr bestehe[81].

Als Hans Ludi die Leute laut verspottete, die an die Volksversammlung zogen, wurde Babel «gottserbärnkli taub» und riss einen «Zaunstab» aus. Sie hatte ihm schon vorher gedroht: Ich «leg dih dört de lange Weg in Brunne-n-ie. Dört chast dänn sufe, du Bränzfass.» Das hatte ihm nicht viel Eindruck gemacht. Aber den Wink mit dem Zaunpfahl verstand er und machte sich lachend davon. Im Weglaufen rief er noch, er gehe «do gschwind zum Rohtsherr dure, goh es Bränzli ha». Offenbar sollte der Vertreter der alten Ordnung davon Notiz nehmen, dass er an diesem Tag nicht nach Uster ging, und erwartete Ludi als Gegenleistung Schnaps.

Am Abend des gleichen Tages erfahren wir, dass es kein Unglück gegeben habe.

81 Schweizer, S. 10.

Grossvater

Und Alles zieht mit Jubel wieder hei,
Und bis an Himmel stigt das Freudegschrei.
Vo Berg und Thal rüeft's wit und breit,
Nüt weder: «*Freiheit, Menscherecht, Freiheit!*»

Erfüllt von den Erlebnissen des Tages, kehren die anderen heim und erzählen von der Volksversammlung. Erst auf die Frage der Grossmutter, ob die Webmaschinen weg müssten, kommen sie auf ihr Hauptanliegen zu sprechen:

Felix

Hüt hämmer Öppis usgricht, Sapperment!
Wött nüd um hunderttusig Guldi, dass
Mä nüd do abe g'gange wär.
De Tag vergiss ich ebig nüd.

Die Andern

Ja das ist auh en Tag gsi, min Herr Gott!
Meh as drisgtusig Mensche hät's
Gha uff em Platz, von alle-n-Orte har.

Grossmutter

Und chönnd d'Maschine-n-jetz eweg? -

Felix

Das hät mä-n-is versproche-n-überlut.
Eimol ich hä's äso verstande gha,
Und All, wo mit mehr sind durab.
Wenn das nüd gscheh wär, jä - dänn hätt mä gwüss
Die sebe Drei echli bin-n-Ohre gno.
...

Nöggli

Ih will der ungfähr säge-n-Ätti, wie
Das Ding zueg'gange-n- und abglaufe-n-ist.
Allweg hä-n-ich de Chopf so voll
Ih chönnt der gwüss nüd säge wie.
Uff ere grosse grosse Wies,
Ist die grossmächtig Mängi z'sämme cho.
Dört ist dänn so es Grüst ufgschlage gsi,
Wie d'Zimmerlüt und d'Murer bruched, wenn
Mä-n-e neus Hus ufbaue will.
Druff obe sind drei Herre gstand-n-und die händ --

Felix

Halt prediget, dä glaubsch nüd wie.

Die Andern

Und händ halt gsait, und händ halt gredt und grüeft –
Wenn ich nu nächer bei ehne gsi wär,
Sä hätt ih's scho verstande gha.

Nöggli

Und händ halt gredt und händ halt gsait und gsait –

Die Andern

Vo *Freiheit – Glychheit – Menscherecht* – Freiheit –
Churz drunge-n-isch es Eim dur Marg und Bei.

Felix

Wie unigricht und schlecht, dass die
Verfassig sei, sie müess verbessret si.

Joggi

Es werd es Memerial, ebe-n-ä so
En Brief, werd a d'Regierig gmacht,
Und jedi Gmeind chönn ihri Weusch ige –

Die Andern

Und säge was sie wöll verbess'ret ha.

Nöggli

Do isch mit Weusche halt ag'gange, gsehst,
Dä chönnst fürwohr nüd glaube wie.

Felix

Wenn Eine-n-alliwil's Mul zue gha hät,
Sä hät er's sicher do uftho.

Grossvater

Und do – was hät mä gweuscht uff das? –

Felix

Was ich vernoh hä uff em Weg, sä wänd
D'*Wehnthaler* ihre *Grundzeis* abgschafft ha.
D'*Wyländer* wöllet z'*Zween* zeise noh,
Und d'*Seelüt* fast gar All in *Grosseroth.*

Und Alls do hine-n-um-e-nand hät gweuscht,
Dass d'Webmaschine müessed furt.
Mä hät versproche z'helfe wo mä chönn.
Druf hät do alles Volch en Eid abgleit,
Grad und'rem freie Himmel. Ach,
Es ist mir gsi ich weiss nüd wie. Därnoh
Hät sih halt Jede müesse-n-unterschribe,
Wär's nüd hät chönne-n-, unterschribe lo.

Wie wir aus anderen Quellen wissen, waren es wirklich vor allem die Leute vom See, die nicht nur materielle Forderungen stellten, sondern auf politische Reformen drängten, insbesondere auf eine bessere Vertretung der Landschaft im Grossen Rat. Dies wurde von den Kleinfabrikanten im «Brand von Uster» offenbar nicht richtig verstanden und als persönlicher politischer Ehrgeiz gedeutet. Felix weiss im Grunde, dass das Verbot der Webmaschinen nicht hundertprozentig versprochen worden war. Zuerst meinte er nämlich, er habe es jedenfalls so verstanden. Später sagte er, man habe versprochen zu helfen, wo man könne. Für alle war es aber ausgemacht, dass man jetzt nicht nachgeben dürfe, bis die Webmaschinen verboten seien.

Felix

Es muess jetz dure ghaue si, mer gend
Nüd ab, die Webmaschine muess
Vertilget si und wenn's bim Hafner alle
Müse-n-in Schwänze weh thät, 's ist is glich.
Mä hät's versproche-n-und's muess ghalte si.

Sie würden es zuerst mit Güte versuchen, wenn dies aber nicht helfe, mit Gewalt. Der Grossvater warnt, sie würden sehen, es werde anders gehen, als man meine.

Die Landleute warteten dann doch ängstlich und unsicher, wie die Regierung auf die Volksversammlung reagieren werde. Zwei Tage darnach jagten sich die Gerüchte. So hiess es, in der Stadt habe man schwarze und rote Fahnen auf alle Kirchtürme gesteckt, «ganze Fueder» Kanonen auf die Schanzen geführt und auf allen Dächern stehe «Volch mit gladne Gwehre». Dann berichtete jemand, zweihundert Schiffe würden den See hinunterfahren, «mit Chrüz und Fahne-n-mit Haupitze-n-und Kanone». Die Stadt werde heute noch eingenommen und verbrannt. Dies hätte die Landleute dann doch gedauert, weil viele Unschuldige leiden müssten. Babel bringt die Nachricht, die Regierung sei abgesetzt und im Gefängnis, weil sie sich geweigert habe, die Webmaschinen zu verbieten, es geschehe ihr recht. Uecheli kommt mit dem Gerücht, von allen Seite rücke «frönds Volch»

heran, das von der Regierung zu Hilfe gerufen worden sei. Es werde vielleicht keine zwei Tage währen, bis man Kaiserliche, Russen und Franzosen im Land habe. «Und ach! Die Manne, wo die Landsgmeind agstellt händ, Die werded gwüss lebig verbrennt, verviertheilt, gräderet, im Öhl versotte.» Wie auch später bei schlechten Nachrichten, bemerkt der Grossvater jeweils zu den Gerüchten: «Das ist halt ebe Reväluzion!» Schliesslich kehrt aber Hansli aus der Stadt zurück und beruhigt die Leute. Er habe von alldem nichts gemerkt. «Wer sust nüt weisst, merkt emäl nüt, dass das e Reväluzion sött si.» In der Stadt gehe alles seinen normalen Gang. Man fragt Hansli dann auch: «Chönnd ächt die Webmaschine-n-auh eweg?» Er antwortet, alles im Oberland sei davon überzeugt.

Hansli

Mä hätt's jo nüd versproche, wenn's
Nüd z'halte wär - das ist e Sach -
Allweg, wird's nüd grad i der Ersti gscheh;
S'Chönnt mängi Wuche no astoh.

Im Jahre 1832, vor dem Maschinensturm von Uster

Die nächsten Szenen spielen im Sommer und Herbst des Jahres 1832. Die Situation der Handweberei hatte sich infolge der Revolution in verschiedenen europäischen Staaten und der dadurch verursachten Absatzstockung verschlechtert. Die Kleinfabrikanten im «Brand von Uster» lassen aber nicht erkennen, dass ihnen die Ursache der Regression bekannt sei.

Einem offiziellen Bericht entnehmen wir, dass der Kanton Zürich damals nur ein Sechstel der von ihm fabrizierten Baumwollgewebe selber verbrauchte. «Unsere Baumwolltücher wandern grösstentheils nach entfernten Weltgegenden im Norden und Süden; von Deutschen und Italienern, Griechen und Muhammedanern wird die Arbeit der zürcherischen Baumwollenweber gekauft.»[82] Ein Anonymus, der sich in der Branche auskannte, gab ungefähr im März 1831 noch einlässlichere Angaben über die Importländer der zürcherischen Baumwollgewebe: «Ganz Deutschland, Österreich ausgenommen, das nur Garne annimmt, Holland, Preussen, Polen, Dänemark (in Schweden so viel als prohibirt), die Türkei, Alexandrien in Egypten, Smyrna, Nord- und Südamerika, konsumiren zusammen ⅓, und Italien mit seinen Seehäfen ⅔.»

Der erste Rückgang des Absatzes sei schon auf der Frankfurter Herbstmesse zu verzeichen gewesen. «... der Bericht von der Belgischen Insurrektion; er hemmte unverzüglich die Kauflust der direkten und indirekten

82 Bericht über Industrieverhältnisse, S. 13.

Käufer jener Gegenden und erweckte allgemeine Bestürzung ... um das Unglück voll zu machen kommt Schlag auf Schlag; Polens blutiger Aufstand raubt uns das günstige Geschick der grössten Messe der Welt. Es waren die polnischen Juden in zahlreichen Abtheilungen jedesmals in Leipzig erschienen, sie kauften viel für das eigene Land und fanden andere erlaubte und unerlaubte Absatz-Quellen; zugleich asiatische Unterhändler kauften sie von unsern Artikeln jährlich für einige Millionen Gulden.» Jetzt war dieser Absatzweg blockiert. Nicht genug damit: «Italien, dieses für uns so wichtige Land in seinem Gesammtverein, schwingt die Fahne der Empörung ebenfalls ... Der Muth für die Geschäfte und das gegenseitige Vertrauen ist verschwunden.» Als Folge dieser revolutionären Ereignisse sei der Absatz der Zürcher Baumwollwaren auf ⅖ zusammengeschrumpft. Wenn die Fabrikanten nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht wären, würden sie sich von den Geschäften zurückziehen, oder doch nur noch verarbeiten lassen, was sie auch absetzen könnten. Viele Verlagshäuser, zumal die grösseren, seien bereits mit Waren überladen. Aber «es gibt Fabrikanten und Kaufleute in unserm Canton genug, welche noch grössere Waaren-Massen nicht ersorgen; sie sehen dabei das einzige Mittel, die Menschheit der Arbeitslosigkeit und dem Müssiggange zu entreissen»[83].

Die Handweber von Ausserrhoden, die hauptsächlich Musseline, also eine feinere Qualität von Baumwollstoffen herstellten, die vom mechanischen Webstuhl noch nicht fabriziert werden konnte, litten unter ähnlichen Absatzschwierigkeiten: «In Folge der Ereignisse in Frankreich, 1830, des Kriegs in Polen, 1831, und der einen grossen Theil Europa's heimsuchenden Seuche (Cholera morbus) litt der Absatz unserer Waren von 1830–32 bedeutenden Abbruch in Europa. Die Arbeiter mussten sich mit beispiellos niedrigem Lohne begnügen, und zuweilen (1832) mangelte es, selbst gegen die kärglichste Entschädigung, an Arbeit. Übten auch die erwähnten Umstände und die Furcht vor einem allgemeinen Kriege weniger Einfluss auf die americanischen und andere entfernten Märkte aus, so war doch die Ausfuhr nach solchen Gegenden nicht erheblich genug, um den Geschäften eine freundlichere Gestalt zu geben.»[84]

Ludwig Jakob Schweizer, der Pfarrer von Wila, stellte in seiner Untersuchung vom Februar 1831 fest, dass damals «jeder Fabrikant ohne Ausnahme» mit bedeutendem Verlust arbeitete. Vor allem die «Hoffnung, dass mit künftigem Frühling die Waare wieder bessern Abgang finden werde, kann sie bewegen, mit Verlust fortzuarbeiten, um ihre bisherigen Weber beyzubehalten, und später vielleicht dann wieder ihres Schadens sich zu erholen»[85].

83 Vorschlag, S. 1ff.
84 Appenzellisches Monatsblatt, S. 65.
85 Schweizer, S. 3f.

In besonders misslicher Lage waren nach Schweizer jene Kleinfabrikanten, wie sie im «Brand von Uster» vorkommen, die über kein eigenes Kapital verfügten und daher ihre Ware um jeden Preis verkaufen mussten: «Am schlimmsten daran sind diejenigen, welche erst in den letzten Jahren angefangen haben, mit ihren Haushaltungen und höchstens einem halben Dutzend Webstühlen ausser dem Hause für eigene Rechnung zu gewerben, ohne eigne Fonds, selbst nicht einmahl so viel zu besitzen, als für die *erste Einrichtung* nöthig war. Sie, die in den gewinnreichen Zeiten noch für den Lohn woben, können durch keinen frühern Gewinn den jetzigen Ausfall decken; auf das Lager arbeiten, bis die Zeit besser wird, können sie nicht; aufhören, was das besste wäre, können sie auch nicht, weil die Garnschulden zur Verfallszeit bezahlt seyn wollen. Sie sind genöthigt, um *jeden* Preis zu verkaufen, und 'von einem Nagel an den andern zu henken', wie man sich auszudrücken pflegt; immer an einem Orte auf Credit zu nehmen, um die Schuld am andern zu bezahlen. In die Länge kann das nicht gehen; daher schon Mancher aus dieser Classe fallit geworden ist, und noch manchem Andern beym jetzigen Stand der Dinge dasselbe Schicksal droht.»[86]

Schweizers Schilderung aus dem Winter 1830/31 erinnert auffallend an das dritte Bild des «Brandes von Uster». Wir haben daher schon im vorigen Abschnitt auf die Möglichkeit hingewiesen, dass Stutz, der Schweizers Broschüre nachweislich kannte, sie für seine «Fabrikantennoth um's Jahr 1824» verwertet und damit zeitlich zurückverlegt haben könnte.

Da der Weblohn für ein Stück Calicot jetzt schon den Preis übertroffen habe, den die Fabrikanten dafür lösen konnten, befürchtete Schweizer, dass er, kaum vermeidlich, noch weiter sinken werde. Seit dem Sommer 1830 sei der Weblohn bereits um 40% zurückgegangen, so dass die schwächsten Weber – Minderjährige und alte Leute – schon jetzt mit ihrem Verdienst nicht mehr auskommen könnten. Es gebe bereits Weber, die bis Mitternacht und noch länger an der Arbeit seien. «Ganz unbegründet sind also die Klagen über den Druck der Verdienstlosigkeit schon jetzt nicht, wenn auch zugegeben werden muss, dass *Mancher* von denen, die am *lautesten* klagen, und schon vom 'Hungertod' reden, in bessern Zeiten nicht zu den eingezogenen, sparsamen und ordentlichen Hausvätern gehörte, und im Grunde auch jetzt nicht über Mangel am nothdürftigsten Lebensunterhalt zu klagen hat, sondern wohl eher über Abnahme der Mittel, seinen bisherigen unnöthigen Aufwand für Kleiderstaat und weichliches Wohlleben fortzusetzen.»[87] Es wirke sich jetzt nachteilig aus, meint Schweizer, dass der gute und leichte Verdienst in der Baumwollweberei viele junge Leute angelockt und davon abgehalten habe, ein Handwerk zu erlernen. Daher seien «tausende von fremden Maurern, Steinhauern, Zimmergesellen, Me-

86 Ibid. S. 4.
87 Ibid. S. 3 und 6f.

chanikern u.s.w.», vor allem «aus Schwaben und Tyrol» ins Zürcher Oberland gekommen, «finden in unserm Lande ihr Brot, während nun so viele eigne Landeskinder über *Verdienstmangel* klagen»[88]. Im Zeichen der Baumwollkonjunktur war also das kärgliche und übervölkerte «Bergland» des Kantons Zürich zum Einwanderungsland geworden, das *zum ersten Male in seiner Geschichte Tausende von «Fremdarbeitern» anzog.*

Es dürfte ausser Frage stehen, dass die Ausfuhr schweizerischer Textilprodukte infolge der Revolution in verschiedenen europäischen Staaten zurückgegangen war und darunter von allem die Seidenspinner, aber auch die schwachen Weber litten. Ein genaueres Bild von der Entwicklung der Exporte und der Einkommen von Webern und Kleinfabrikanten ist nicht möglich, weil Statistiken darüber fehlen. Da die Ursache des Absatzrückganges nicht in der Schweiz, sondern in internationalen Ereignissen lag, die auch den Exporthandel anderer Staaten treffen mussten, dürfte ein Blick auf deren Statistiken von gewissem Interesse sein:

Trotz der Aufstände in verschiedenen europäischen Ländern nahm das Volumen der britischen Exporte in den Jahren 1830 und 1831 zu. In dem von der Revolution selber betroffenen Frankreich sank es 1830 um ein Zehntel, stieg aber im folgenden Jahre wieder ganz leicht an[89]. Die britische Ausfuhr von Baumwollgeweben betrug in Millionen Yards 1828: 363, 1829: 403, 1830: 445, 1831: 421, 1832: 461. Sowohl das Volumen als auch der Wert der englischen Ausfuhr von Baumwollgeweben gingen 1831 um etwa 5% zurück[90]. Es überrascht daher, dass der zürcherische Export von Baumwollgeweben im Winter 1830/31 um 60% zusammengeschrumpft sein soll. Die britische Textilindustrie befand sich seit dem März 1830 in einem Aufschwung. Die Löhne stiegen, und in der Baumwollweberei machte sich ein Mangel an Arbeitskräften bemerkbar. Diese günstige Konjunktur dauerte bis in den März 1831. Kurz vorher war die Untersuchung Schweizers erschienen, und ungefähr gleichzeitig veröffentlichte der Anonymus seinen «Vorschlag». Dann erst sackte das Exportvolumen britischer Baumwollwaren ab[91]. Der Preis für englische Calicots einer bestimmten Qualität stieg 1830 im Vergleich zum Vorjahr, blieb 1831 fast auf der selben Höhe, um 1832 wieder auf den tiefen Stand von 1829 zurückzufallen[92]. 1832 war also für die britischen Calicotwebereien ein Jahr sinkender Preise bei steigender Produktion, was die Konkurrenzsituation der zürcherischen Baumwollweberei im Jahre des Maschinensturmes von Uster verschlechtert haben muss.

88 Ibid. S. 16f.; vgl. Stimmen S. 7.
89 Rostow, S. 213; Mitchell, europ. Statistics, S. 487.
90 Rostow, S. 222; Mitchell, brit. Statistics, S. 182.
91 Rostow, S. 225f.
92 Ibid, S. 223.

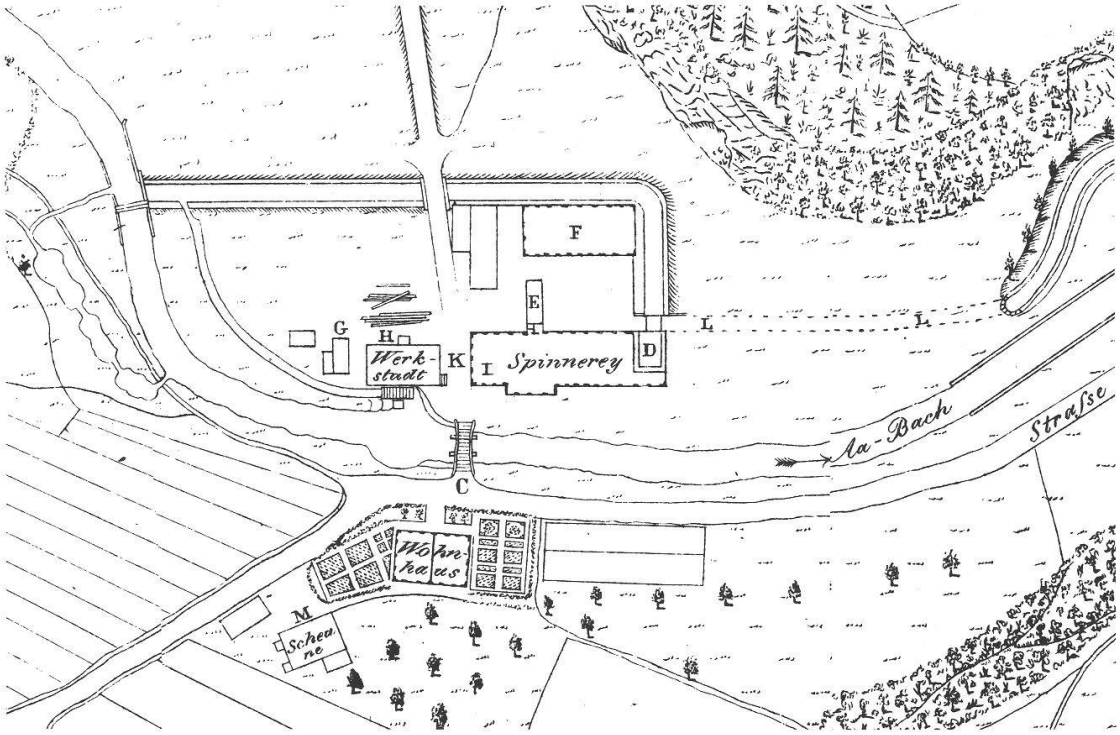


Abb. 4. Plan der Fabrikanlage von Corrodi & Pfister aus dem Jahre 1832, vor der Brandstiftung; oben Süden. (Lithographie bei KELLER [s. Verzeichnis der Darstellungen].) KELLER erläutert die Bedeutung der Buchstaben nicht, die offensichtlich die Fabrikgebäulichkeiten näher bezeichnen sollen.

Der Aussenhandel anderer Länder entwickelte sich also erheblich günstiger, als die von uns zitierten Quellen für die Schweiz vermuten lassen. Die ausländischen Statistiken widerlegen diese Quellen natürlich nicht, verstärken aber den Wunsch, über die damalige wirtschaftliche Konjunktur in unserem Lande genaueres zu wissen.

Der «Brand von Uster» enthält in den Szenen, die im Jahre 1832 spielen, wenig Hinweise auf die wirtschaftliche Lage und keine auf Exportschwierigkeiten. Alles dreht sich um die mechanischen Webstühle, die am Unglück schuld seien und verboten oder zerstört werden sollten. Was die Anfänge der mechanischen Weberei in der Spinnerei Corrodi & Pfister anbetrifft, hinter der das Handelshaus Trümpler & Gysi in Zürich stand, und um die es geht, sind die Darstellungen vage oder widersprüchlich. Der «erste Aufseher» dieses Betriebes, Johann Sigg, dürfte die zuverlässigsten Angaben machen. Ihm zufolge begannen in Uster die Versuche mit mechanischen Webstühlen im Jahre 1829, vermochten aber vorerst nicht zu befriedigen, bis im Frühjahr 1830 aus dem Elsass importierte Maschinen ausprobiert wurden. Infolge der feindseligen Stimmung im Zürcher Oberland hatten Corrodi & Pfister aber vorläufig darauf verzichtet, die Produktion aufzunehmen. Im Jahre 1832, als eine «ungeheure Menge» maschinengewobener Tücher in die Schweiz eingeführt wurden, sei der Unternehmergeist der

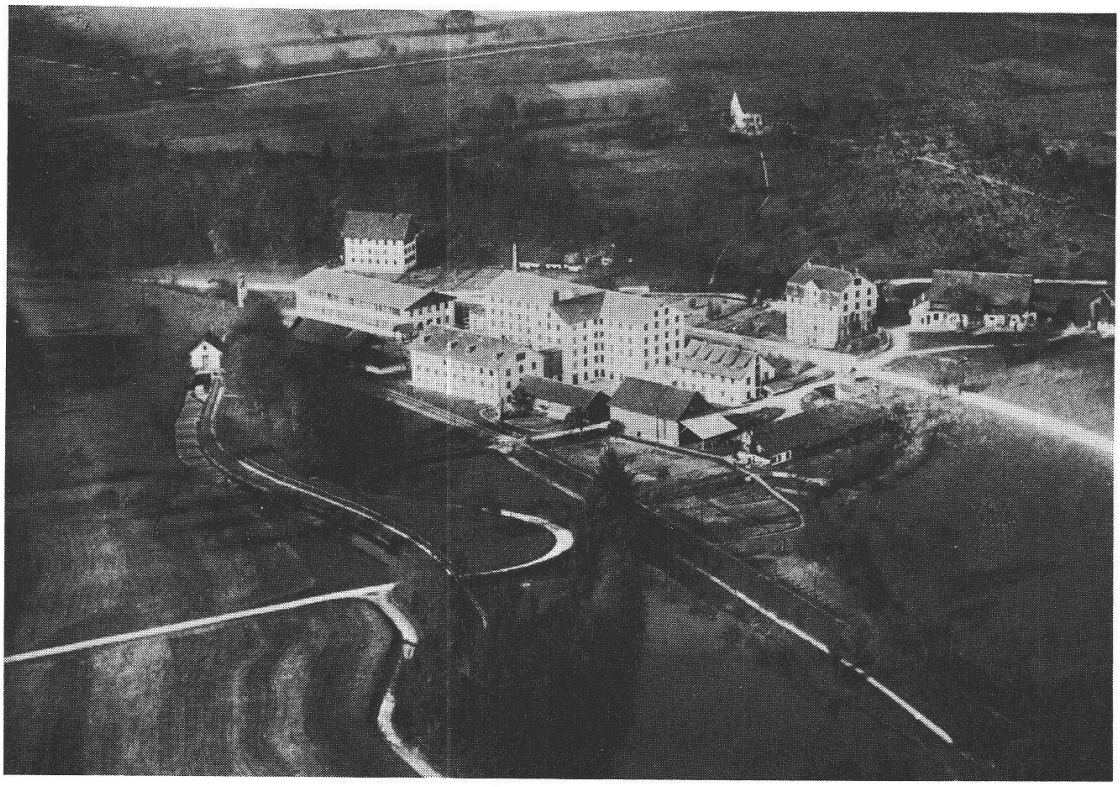


Abb. 5. Flugaufnahme der Fabrikanlage von Südosten, ungefähr aus dem Jahre 1920 (Photo Kunstdenkmälerinventarisation des Kantons Zürich).

Firmainhaber wieder erwacht. Sie stellten in ihrer Fabrik 21 mechanische Webstühle auf, konnten wegen Wassermangels den Betrieb aber nicht aufnehmen, «erst im October wurde *ein* Stuhl, um noch einige Versuche zu machen, in Bewegung gesetzt»[93].

Im ersten Auftritt des Jahres 1832, der im Juli spielt, beklagt der Grossvater die immer böser werdende Zeit. Alles solle neu und anders werden, niemand sei mehr zufrieden. Die Grossmutter jammert: «S'ist allewile noh keis Helfe do. S'steckt Alls in Schulde-n-ine wie dävor.» Die Hauptpersonen des «Brandes von Uster» sind also immer noch verschuldet. – In einer späteren Szene unmittelbar vor der Brandstiftung in Uster sagt Felix allerdings, er habe seine Schulden zurückzahlen können und es gehe ihm nicht schlecht. – Nöggli schildert die vergeblichen Hoffnungen auf ein Verbot der Webmaschinen, wobei die Loyalität der Landbevölkerung gegenüber der neuen liberalen Regierung sichtbar wird, die man bei Gefahr unverzüglich unterstützt hätte, und auch das hohe Ansehen des im April 1831 verstorbenen Paul Usteri. Es ist allerdings kaum anzunehmen, dass dieser, hätte er länger gelebt, ein Verbot der Webmaschinen durchgesetzt oder auch nur angestrebt hätte:

93 Sigg, S. 3 und 12.

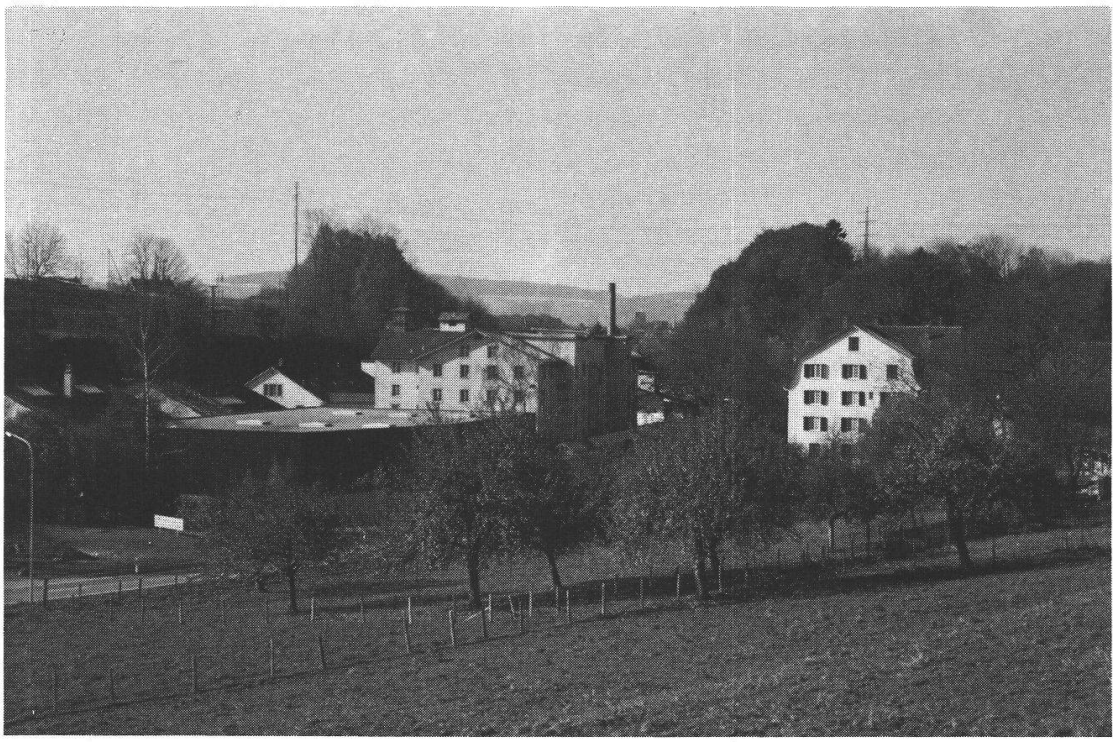


Abb. 6. Die Fabrikanlage im Jahre 1981 (heutige Besitzer: Trümpler & Söhne AG). Ansicht von Osten, von wo die Maschinenstürmer anrückten. Rechts die älteste Spinnerei, erbaut im Jahre 1818, zur Zeit der Brandstiftung Wohnhaus der Fabrikanten Corrodi und Pfister. In der Bildmitte, unter dem Fabrikkamin, die nach der Brandstiftung auf den alten Grundmauern wieder aufgebaute Fabrik. Im Hintergrund, rechts des Fabrikkamins, die Burg von Uster.

Nöggli

Händ ghoffet, gwartet jetz scho bald zwei Johr,
Von einer Morgenwache bis zur and're,
Und kei Hülf, kei Erlösig ist is cho.
Ach's Gegetheil, s'chost viel meh as dävor.
Wenn nu der Burgermeister Usteri
Noh lebe wor, dänn glaub ich gwüss
Die Webmaschine wäred scho furtgschaft.
Ach dass de guet Ma auh hät müesse sterbe!
Jetz lit halt eusri Hülf im Grab,
Und mir sind Geschlave s'lang mer's Lebe händ.
s'Hät Alles ghoffet, Alles gmeint, wo fast
All Stadtregierigsräth abg'ge gha händ,
Und druf fast All sind worde-n-ab em Land,
Jetz werdi die Maschine gwüss furtcho,
Wil ihne-n-eusri Lag viel besser sott
Bekannt si as de Herr-n-i der Stadt.
Jetz stoht das Hus prezis noh wie dävor;

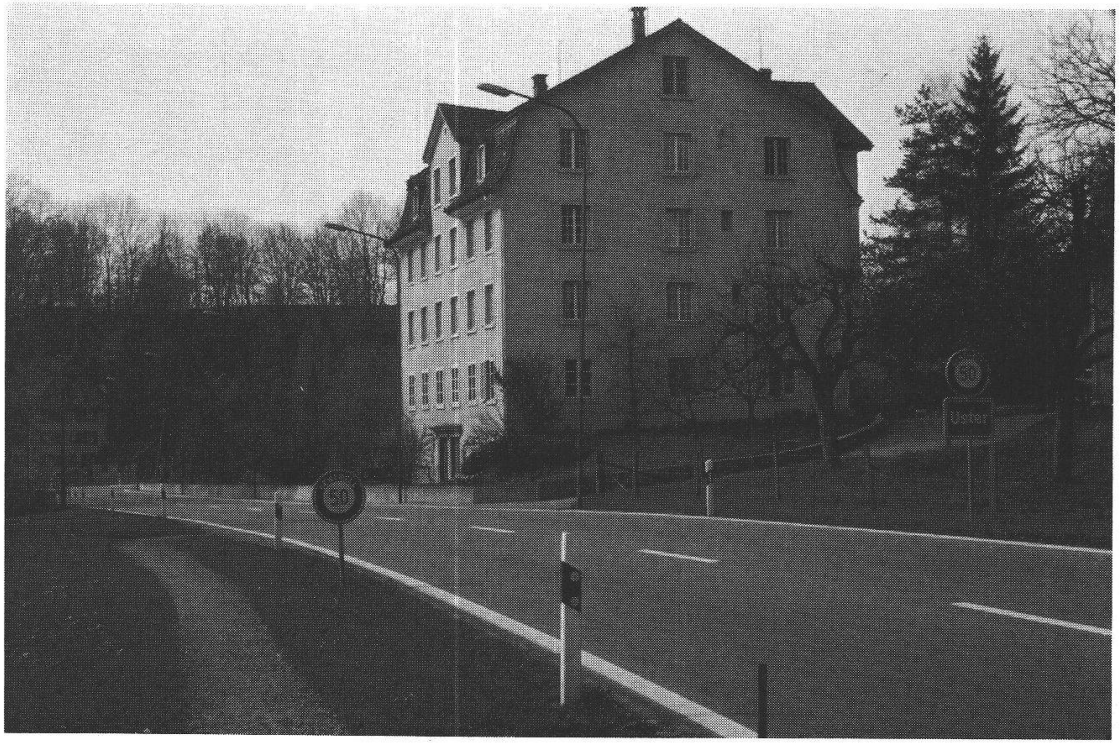


Abb. 7. Die älteste Spinnerei aus dem Jahre 1818, seit 1824 Doppelwohnhaus der Fabrikanten Corrodi und Pfister. Ansicht von Osten, 1981.

Thüend webe Tag und Nacht drinn, s'viel as s'mönd.
Die neu Regierig lueget zue,
Uff's Höörli wie die alt und gitt kei Ghör,
Und wemä noh so bittet und ahalt.
Ach Gott! und händ is doch versproche gha,
Vor Gott und aller Welt, sie wölled is
Mit Hülf und Roth bistoh wo z'helfe sei.
Uff das hät mä die neu Verfassig bschwohre,
Mit grösster Hoffnig en Eid tho zue Gott.
Mä hät' ne trülih gfolget bis uff jetz.
Wenn's Chrieg g'ge hät, oder wenn sust Gfohr do
Gsi ist, sän-n-ist mä gsprunge-n-uff der Stell.
Und doch nu so glichgültig lueget s' zue,
Und wend die Webmaschine nüd furt thue.
s'Letst Fünkli Hoffnig wott mih bald verlo,
Und glaub, ich müess im Elend undergoh.

Hier wird fälschlicherweise gesagt, die Webmaschinen im Kanton Zürich würden Tag und Nacht weben. Sie hatten jedoch bis jetzt die wirtschaftliche Lage der Handweberei überhaupt nicht beeinflusst, bedeuteten allerdings längerfristig eine tödliche Gefahr für die Kleinfabrikanten. Sein Va-

ter mahnt Nöggli zum Gebet und sein Kind Jokebli gibt ihm geradezu abgeklärten und weitsichtigen Trost:

Jokebli

Ach Vater, nimm's nüd gar so schwer; wer weisst,
Wenn auh die Webmaschine müessted noh
Ufcho, 's dänn viellicht öppis Anders gäb,
Dass mä glich noch z'verdiene hätt'.

Nöggli antwortet: «Um Jesu Wille! säget mer nu was?» Alle schweigen darauf. Es kam offenbar noch niemandem in den Sinn, dass man auf jene Qualitäten umstellen sollte, die von den mechanischen Webstühlen nicht hergestellt werden konnten. Wahrscheinlich wusste man darüber nicht Bescheid.

Darauf kommt Lisbeth, die Frau von Felix, mit der Nachricht «Weid Hans Jörrli» habe sich gestern an seinem Webstuhl erhängt, weil er keinen Verdienst mehr gehabt und schwermütig geworden sei. Er solle im Friedhof begraben werden, die Regierung habe es erlaubt. Dies ruft dem heftigen Protest aller gegen eine solche «heidnische» Massnahme und Lisbeth meint: «Ach, s'wär halt besser wemä noh die alt Regierig hätt, ja gwüss.»

Der Streit um das Begräbnis des Selbstmörders hat dazu ermuntert, mit Gewalt gegen die Webmaschinen in Uster vorzugehen. Auch die Memorabilia Tigurina von Friedrich Vogel behandeln dieses Ereignis im Abschnitt über die «politischen Begebenheiten» ausführlich. Demnach erhängte sich am 29. Juli 1832 in Bauma der 74 Jahre alte Weber Caspar Ruegg. – Das Datum des Selbstmordes erlaubt uns, diese Szene des «Brandes von Uster» zeitlich zu fixieren. Der populäre, fromme Statthalter Guyer, einer der Redner des Ustertages, hatte angeordnet, dass Ruegg eine ordentliche Bestattung auf dem Friedhof erhalten solle. Ein Teil des Gemeinderates von Bauma protestierte dagegen, und die Bevölkerung geriet in solche Aufregung, dass die Regierung entschied, der Selbstmörder solle zwar bestattet werden, aber nicht im Friedhof, sondern nur in der Nähe der Kirche. Der Regierungsrat ordnete drei seiner Mitglieder und 24 Landjäger nach Bauma ab, um diesen Beschluss durchzusetzen. Nach Mitternacht sollte die Bestattung vor sich gehen, aber ein Volkstumult verhinderte es[94]. Heiri, ein Weber aus Bauma, berichtet darüber im «Brand von Uster»:

Heiri

De Morge druf sind scho Regierigsräth,
Und öppe zwänzg Landjäger do.
Jetz ist d'Roch recht in is cho, wo die
Nüthaltere däthar cho sind. Und Alls

94 Vogel, S. 426.

Hät gsait: «Für die chönnd mir kei Respeck ha,
Was thüend s' die Webmaschine nüd eweg.
Mehr wend jetz luege doch, wer Meister sei.»
Jä Alles hät si wieder gstellt uff's Neu -
Die Herre händ glih gseh, dass's Ernst will gelte,
Händ sih agfange fürche-n-und mir sind,
Um Gottes Wille! denked - Meister worde --
Jetz liit de Weid Hansjörrli dört
In Stude-n-ine, wie 's sih ghört.

Alle

Um Gottes Wille-n-ihr sind Meister worde!

Heiri

Ja, mir händ gsait: «So muess es si!»

Felix

Jetz, allo, marsch, uff d' Webmaschine zue!
Hät do Gwalt ghulfe, hilft's auh dört.
Gwalt! Gwalt! i Güete goht 's jo ebig nüd!
Do händ ihr eus es Bispiel g'ge,
Das nochg'ahmt werde wird von allem Volch.

Heiri ist fast einer Meinung mit Felix. Er ist jetzt über Dreissig und möchte sein Greetli, das er über alles liebt, endlich heiraten. Er ist arm. Zusammen könnten seine Frau und er mit Weben «in Ehren» durchkommen. - Nach Stutz war dies also im Jahre 1832 noch möglich. - Heiri fürchtet aber, es könnte künftig nicht mehr möglich sein, und da er nicht leichtsinnig heiraten möchte, wie viele andere, macht er sich schwere Sorgen um die Zukunft. Manchmal erwägt er, nach Amerika auszuwandern. Er ist im Zwiespalt mit sich selber, ob man die Webmaschinen mit Gewalt entfernen solle. Wenn Aussicht bestehen würde, mit Bitten etwas zu erreichen, würde er vor den Herren der Obrigkeit solange hinknien, als sie es wünschen würden.

Im nächsten Auftritt, der im November 1832 spielen muss, erscheint der Hausierer Hansli mit der Nachricht, zur Feier des Ustertages von 1830 werde in Uster am 22. November ein Fest abgehalten:

Hansli

Die Herre chömmed wieder wo's erst Mol.
Und Alles sait, wenn s'nüd versprechet, dass
Die Webmaschine nüd im Augeblick
Müess furt, sä zündet sie sie a.

Churz, 's goht halt, dass 's e Meinig ist.
Am See händ s' aber schröckelih tho drab,
Mä söll, um Gottes Wille-n-auh
Nüt Derigs thue, es greu is gwüss därnoh.
...
Und i der Stadt hä-n-ih dänn nu so im
Vorbiweg vo paar Herre ghört;
Sie müessted doch verfluechtig lache, wenn
Die Webmaschine wor im Füür ufgoh.
Es geschäch *ehne* bim de und diese Recht.

Heinrich Escher, zur Zeit der Brandstiftung Kriminalgerichtspräsident, später Professor an der Universität Zürich und Regierungsrat, spricht in seinen Memoiren die Vermutung aus, dass zwischen den Brandstiftern und «gewissen vornehmen Personen der reaktionären Partei» Beziehungen bestanden hätten[95].

Hansli berichtet von einer Zeitungsdiskussion für und wider die Entfernung der Webmaschinen. Schon seit längerer Zeit wurde eine öffentliche Auseinandersetzung über die Webmaschinen geführt, welche die Gemüter erhitzte und polarisierend wirkte, schrieb Schweizer doch im März 1831: «Was die Webmaschinen betrifft - nun, darüber lässt sich gegenwärtig nicht sprechen, ohne von der einen Seite für einen uncultivirten, von der andern für einen hartherzigen Menschen ausgeschrien zu werden.»[96] Während die «aufgeklärteren» Leute vom See offenbar für Argumente zugunsten der Webmaschinen zugänglich waren, blieben diese den Kleinfabrikanten und Webern im «Brand von Uster» unverständlich:

Felix

Mä chönnt 's viellicht noh nüd emol verstoh
Wenn Eine chäm und eus do lehre wött.
Es weisst kein Mensch was für e Sproch dass s'händ.
Do chönnd s' mit Wörtere däthar, es weisst
Kein Chrieg was das uswise sött,
Und i der Zitig isch es auh äso,
Wenn d'eini lese ghörst, verstohst nüd 's Halb.
Mä sött nu rede-n-und auh schribe so,
Dass 's Euserein auh chönnt verstoh.

Heiri

Ach, schwätzed aber jetz nüd z'lang vo dem.
Der Augeblick ist so und anderst nüd.

95 Escher, 2. Bd., S. 47.
96 Schweizer, S. 19.

Elend und Noth das hämmer uff em Weg.
's Gilt *Freiheit, Lebe-n-Ehr* und *guete Name.*
...
Ich möcht e bessri Zuekunft gseh. Für das
Wog ich mis Lebe, Guet und Bluet ...

Felix, Heiggel, Nöggli, Ruedli, Joggi, Hansli

Und ich, ich woge 's Letst für Wib und Chind.

Felix

Ihr Manne! also morn uff Uster zue.
Verspricht mä-n-is nüd z'helfe, dänn –
Ja dänn, mä wird 's erfahre-n-ist d'Mooss voll;
Und 's wird, dört a dem Höllehus,
Kein Stei meh uff em andre glo,
Der *Erst* will ich nüd si, aber de *Zweit.*

Die Obigen und Heiri

Der *Erst* will ich nüd si, aber de *Zweit.*

In den Szenen, die dem Maschinensturm von Uster vorangehen, verkehrt der Heimarbeiter Heiri im Kreise der Kleinfabrikanten wie mit seinesgleichen und führt hier sogar das Wort. Über gewisse Spannungen zwischen Heimarbeitern und Vollbauern berichtete Stutz hingegen im ersten Bild des «Brandes von Uster» und auch in seiner Selbstbiographie.

Die folgenden zwei Szenen spielen in der Wohnung von Felix, am Vorabend und am frühen Morgen der Brandstiftung von Uster. Stutz gelingt es, den Abschied des Felix von seiner Familie ergreifend zu schildern. Er zeigt, wie er, der verschiedentlich zur Zerstörung der Maschinen aufgerufen hatte, in schwerem Zwiespalt mit sich selber ist, ob er überhaupt nach Uster gehen soll:

Am Vorabend des Maschinensturmes sagt seine Frau zu Felix: «Um Gottes Wille Felix! stirr und stuhn doch auh nüd gar äso.» Sie bittet ihn, doch morgens daheim zu bleiben. Er entgegnet wiederholt, er könne sich nicht «ergeben». Gerade der Gedanke an Frau und Kind treibe ihn nach Uster. «Dä weist, mer chönnted jetz so artig gsi, und weist wie mer in Schulde gstecket sind; jetz sött mä 's wieder deweg übercho.» Hier erfahren wir, dass Felix seine Schulden zurückzahlen konnte und dass es ihm zur Zeit ganz gut geht. Dies passt zu dem, was wir von «Rellstenfelix» wissen[97]. Als seine Frau mit den Kindern zu Bett geht, lässt Felix seinen Zweifeln freien Lauf. Ob er sich wohl nur einbilde, die Regierung handle unrecht? Er betet zu Gott, ihm zu sagen, was er zu tun habe.

97 KELLER, S. 190.

Schon vor Tagesanbruch des 22. Novembers schaut Felix von seinem Fenster in trauriger, schwermütiger Stimmung in die Landschaft hinaus. Er sieht die Lichter von Leuten, die aus Hinterburg, Holenstein, Bussental und Tannen kommen, alles Weiler oder Gehöfte, die zu Bäretswil gehören. Die Glocke dieses Dorfes bezeichnet er als «eusers Glüt». Es sind dies die deutlichsten Hinweise, dass der «Brand von Uster» in Bäretswil zu lokalisieren ist. Hans Felix Egli, die historische Vorlage für den Felix des «Brandes von Uster» wohnte ja im Rellsten bei Bäretswil. - Vor dem Hause erscheinen dann Nöggli und Ruedli und rufen ihm, ob er denn nicht kommen wolle, alles sei schon auf den Beinen. Als seine Kinder ihn zu bleiben bitten, wird er schwankend: «Min Gott! wie händ de Chind e Sproch! E deweg händ s' noh nie gredt, nei - Herr Gott, im Himmel! ach, was muess ih thue?» Als die anderen bereits ohne ihn gehen wollten, schliesst er sich ihnen aber doch noch an.

Der Maschinensturm von Uster vom 22. November 1832

Die Angehörigen der Männer, die nach Uster zogen, blieben mit schlimmen Ahnungen zurück. Bald sieht man aus der Gegend von Uster einen «fürchterlichen Rauch» aufsteigen. Nun steigert sich die Angst der Zurückgebliebenen. Die Frau von Felix meint: «Wenn nüd Alls einer Meinig gsi ist, dänn hät's gfehlt in alli Ebigkeit.» Nur Babel triumphiert:

Babel

Er werdet wüsse, dass de Satan brünnt! -
Die rüücht de rechte Weg a d' Wulche-n-ue.
Die Manne händ sih, schint's doh tapfer gwehrt.
Jetz simer gwüss erlöst, er werdet's gseh.
Hüt ist en Heilstag für die arme Lüt.

Stutz schildert die Vorgänge in Uster nicht direkt. Von drei Heimgekehrten erfahren wir bruchstückweise das Wichtigste über den Maschinensturm. Für den detaillierten Ablauf muss man andere Quellen und Darstellungen zu Hilfe nehmen, vor allem die Gerichtsakten. Im «Brand von Uster» bringt Hans Heiri, der aus einem benachbarten Dörflein stammt, die erste Nachricht von den Geschehnissen in Oberuster. Wie es bei einfachen Leuten leicht vorkommen kann, übertreibt sein Bericht, indem Hans Heiri behauptet, man schlage sich tot:

Hans Heiri

Ja ja s'ist meh as wohr. O min Herr Gott,
Im Himmel obe, wie goht's zue

Do une! o Herr Jesis auh!
Mit senge, brenne, mörde-n-und z'tod schlo.
Do liit en Arm, dört liit es Bei,
Oder en Chopf, füürroth vo Bluet. -
Ganz Wäge volle füehrt mä furt,
Bunde-n-und gfange-n-Alls uff Zürih zue.
Churz glaubet's oder nüd, bi der Zerstörig
Jerusalems cha's i der Thot
Nüd schüliger zue g'gange si.
s'Ist Alls wie rasig durenand,
Wie Wölf und Bäre sind die Lüt
Und Füür und Rauch und Dampf stigt uf
Us dem grossmächtige Maschinehus.
...
Sä lang as d'Welt stoht ist noh nüt
So Schröckelichs begegnet, nei ...

Das Gerede in Wirtshäusern und anderswo, am 22. November müsse die «Maschine» von Corrodi & Pfister zerstört werden, konnte natürlich nicht geheim bleiben. Der Zürcher Regierungsrat Johann Jakob Hess schrieb am 19. November an Landammann Baumgartner in St. Gallen: «Wir machen vielleicht gerade diese Woche die recht prosaische Erfahrung, dass in Uster das Volk auf alles wenig gibt, was nicht seinen Vorurtheilen huldigt und dass die Zerstörung der Webmaschinen ihm wichtiger ist als ein eidgenössischer Bund oder die Freyheit im Kanton Basel.»[98] Die drei Bezirksstatthalter des Oberlandes, Bachofen von Uster, Hirzel von Hinwil und Guyer von Pfäffikon, hatten die Regierung unterrichtet über die bedrohliche Stimmung unter der Bevölkerung. Bachofen fand, dass die Zerstörung der wenigen mechanischen Webstühle an sich noch nicht grossen Schaden stiften könnte, aber es sei zu befürchten, dass sie den «Impuls zu Unordnungen und Verbrechen bey uns und bey einem solchen Anlasse» geben würden. Hier wird bereits die Sorge angedeutet, dass die Zerstörung der Fabrik die neue liberale Ordnung in Gefahr bringen könnte. Bachofen wurde von «mehr als einer Seite» gewarnt: «es seye in den Gebirgsgegenden von nichts anderm die Rede, als von Zerstörung dieser Maschinen auf den 22. d.M.» Hirzel hatte bis am Abend des 18. November von einem eigentlichen Plane nichts gehört, dann aber vernahm er, «dass wirklich ein solches Project vorhanden seye, dass eine Verabredung unter den Einwohnern vieler Gemeinden und Bezirke statt gefunden habe», die Webmaschinen müssten

98 Briefwechsel BAUMGARTNER–HESS, S. 197f.; u. E. erwartet hier Hess nur, dass die Beseitigung der Webmaschinen das Hauptanliegen des zur Usterfeier zusammenströmenden Volkes sein werde, hat aber nicht die Brandstiftung vorausgesagt, wie der Herausgeber vermutet.

fortgeschafft werden. Geschehe dieses nicht in Güte, dann mit Gewalt. Auch Guyer meldete der Regierung, dass ein solches Vorhaben geplant gewesen sei. Er habe aber die Gemeinderäte angewiesen, auf die Bevölkerung einzuwirken und sie davon abzuhalten. Dieser Auftrag sei mit «lobenwerthem Eifer erfüllt» worden. Guyer glaubte daher, «mit Zuversicht hoffen zu dürfen, dass das versuchte Ableitungsmittel sehr wirksam gewesen sey, und dass die Vorsteher die Massen vor Excessen zu bewahren wissen werden, und Ruhe und Ordnung an jenem Tage ohne weitere Massnahmen zu handhaben seyen». Vor allem durch diesen Bericht liess sich die Regierung bestimmen, keine «ausserordentlichen Massregeln» zu ergreifen – etwa die Entsendung einer Kompanie Landjäger, wie es Hirzel früher gefordert hatte – und die übrigen Statthalter anzuweisen, im gleichen Sinne auf die Bevölkerung einzuwirken, wie Guyer[99].

Auch die Vertreter des liberalen «politischen Kantonsvereins», die am 21. November die Feier zur Erinnerung des Ustertages in Uster vorbereiteten, glaubten an keine unmittelbare Gefahr und hofften, der Unmut gegen die «Maschinen werde sich höchstens in Flüchen und etwa einem Steinwurf äussern». Man ordnete aber sechs Männer ab, die sich am frühen Morgen des 22. November bei der mechanischen Weberei aufstellten sollten, darunter die Regierungsräte Bürgi von Bäretswil und Fierz von Küsnacht, der früher Landwirt gewesen und ein kräftiger Mann war[100]. Sie sollten die Leute durch gütliches Zureden von Gewalttätigkeiten abhalten. Ein patriarchalisches Verhalten, mit dem man sich auf die gleiche Stufe stellte wie das einfache Landvolk. Diese Enkel der Aufklärer überschätzten aber die Kraft vernünftiger Argumente, zumal bei Menschen, die sich in ihrer Existenz bedroht glauben. Die Erfahrungen bei der Bestattung des Selbstmörders von Bauma hätten zur Vorsicht mahnen müssen.

Vorerst schien die gütliche Überredung allerdings Erfolg zu haben. Die ersten Haufen, die am 22. November 1832 auf der damaligen über Ottenhusen und durch den Oberustermerwald führenden Strasse von Wetzikon nach Uster anrückten, gingen entweder an der mechanischen Weberei vorbei oder liessen sich durch einfache Ermahnungen dazu bewegen. Ungefähr um 8.30 Uhr erschienen dann aber Scharen, die sich «auf der von der Strasse nach der Fabrik führenden Brücke» aufstellten und sich nur schwer beruhigen liessen. «Wenn die Regierung nicht helfen wolle», so hiess es, «müsse man sich selbst helfen; das Volk habe zu Bauma die Regierung auch gezwungen, dass ein Selbstmörder nicht auf dem Kirchhof begraben werden musste». Gütliche Ermahnungen schienen dann aber doch Früchte zu tragen. Stutz lässt im «Brand von Uster» seinen Nöggli sagen:

99 Briefe der Statthalter und Auszug aus dem Protokoll des Regierungsrates, ZHA M I a 1, abgedruckt bei Keller, S. 11ff.; vgl. Egli, S. 7f.

100 Wir folgen hier vor allem der Darstellung von Keller, S. 14ff., der sich auf die Gerichtsakten stützt.

Nöggli

Wer azündt hät, weiss ich nüd recht.
Ich hätt 's nüd tho, und hätt's nüd chönne thue,
Wil etlih Herre dört zuesproche händ,
Und Alles gsait prezis wie 's ist,
Dass ich ganz weich bi worde drab.
O, wemä früehner so mit eus gredt hätt',
So wär das Unglück gwüss nüd gscheh.

Gerade, als die Leute weitergehen wollten, allerdings mit der Drohung: «Aber der Hagel muss Abends verbrannt seyn!», erschienen vom nahen Waldrand zur allgemeinen Freude einige Männer mit Reisig und Stroh auf den Schultern, an ihrer Spitze, wie er später selber eingestand, Hans Felix Egli ab dem Rellsten. Fierz und Bürgi suchten nun auch diese Gruppe von Gewalttätigkeiten abzuhalten. Bürgi, den Rellstenfelix persönlich kannte, sagte später aus: «Egli klopfte mir jedoch auf die Achsel, und erklärte ganz bestimmt, es müsse nun ein Mal heute so gehen.»[101] Immerhin stellte er sein Bündel bei der Fabrik auf den Boden, und die Entwicklung blieb in der Schwebe. Dann schlug einer mit einem Steinwurf eine Scheibe der «Maschine» ein. Dies wirkte wie ein Dammbruch, nun war die Menge nicht mehr zu halten. Stutz, der seine Leute kannte, legte ihnen nicht zu Unrecht den Ausspruch in den Mund: «Der Erste will ich nicht sein, aber der Zweite!» Es konnte dann später allerdings nicht mehr ermittelt werden, wer den ersten Stein geworfen hatte. Offensichtlich war ausserdem, dass die Menge gar nicht im Sinne hatte, vorerst einmal auf der Usterfeier ein Verbot der Webmaschinen zu erwirken und erst wenn dies nicht gewährt werden sollte, zur Selbsthilfe zu schreiten, wie dies am 18. November in Bäretswil und auch im «Brand von Uster» von Stutz verabredet wurde.

Nachdem der erste Steinwurf das Signal gegeben hatte, drangen etwa fünfzig Männer gegen das Fabrikgebäude vor. Die Fenster, später auch die Türen, wurden eingeschlagen, und man warf Stroh und Reisig in das Gebäude. Friedrich Ludwig Keller schreibt: «Unerschrocken rissen die HH. Fierz und Bürgi dieselben wieder heraus, und noch ein Mal staunte die feige Rotte den Muth dieser Männer an. Sie wandten sich auf eine andere Seite, und warfen hier wieder Fenster ein. Bald wurde indessen auch hier wieder Brennstoff in die Fensteröffnungen gestossen, und noch ein Mal von Herrn Bürgi wieder heraus gezogen. Aber die Übelthäter vermehrten sich; auf vielen Punkten zugleich wiederholte sich der Versuch; selbst aus der Scheune der unglücklichen Eigenthümer wurde Holz, Stroh und dürre Stauden geholt, und die unermüdliche Anstrengung, womit die Hrn. Fierz und Bürgi, fast ohne Hülfe, von einer Seite zur anderen eilten, und den Brennstoff zu

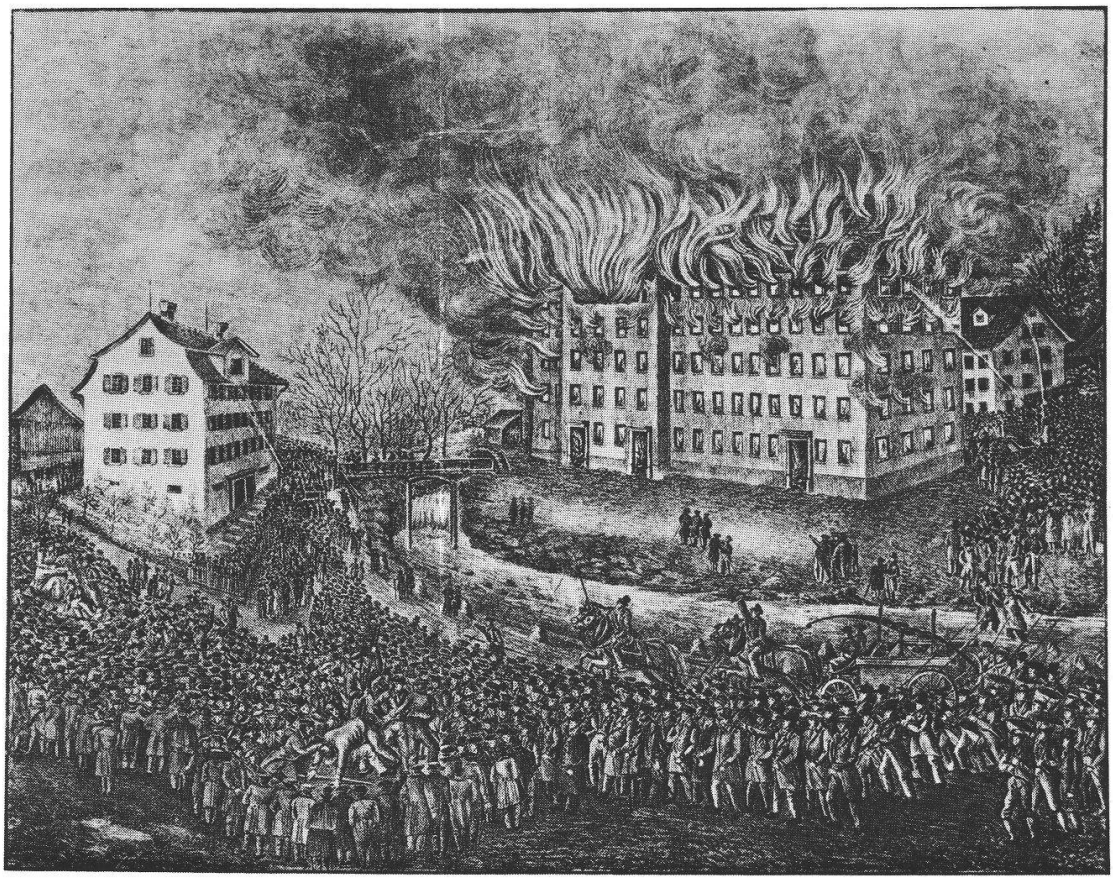
101 KELLER, S. 59.



Abb. 8. Die Fabrikanlage im Jahre 1981 von Westen. Links das ehemalige Doppelwohnhaus der Fabrikanten Corrodi und Pfister, rechts die nach der Brandstiftung auf den alten Grundmauern wiederaufgebaute Fabrik. Vom gleichen Standort aus wurde die Zeichnung des Brandes von 1832 angefertigt (Abb. 9).

entfernen strebten, konnte nicht allenthalben mehr abwehren. Die Wuth war auf's höchste gestiegen.»[102] Sie richtete sich nun auch gegen jene paar Männer, die zuerst versucht hatten, durch gütliches Zureden die Leute von ihrem Tun abzuhalten, und es jetzt mit eigenen Händen zu vereiteln suchten. Fierz kam nun seine überlegene Körperkraft sehr zustatten. Er rettete zuerst einen anderen Abgeordneten, der misshandelt wurde, geriet dann aber selber in Bedrängnis, weil er dem Fabrikinhaber Corrodi glich: «Plötzlich ruft Einer ihm entgegen: 'Das ist der Corrodi, haut ihn nieder!' Eine ganze Masse, an die hundert, drang auf Hrn. Fierz ein, tobend, er müsse sterben. Mit seinem Regenschirme bewaffnet, nur nach langem Kampfe, vermochte er sich durchzuschlagen.» Nach der Aussage von Fierz war Rellstenfelix nicht bei dieser Rotte[103]. Fierz versuchte darauf von neuem zum Gebäude vorzudringen, aber an eine Verhinderung der Brandlegung war gar nicht mehr zu denken. Bereits schlugen unter dem «Jubelgeheul» der Menge die Flammen aus dem Fabrikgebäude hoch. Fierz gelang es hingegen, eine Feuerspritze herbeizuschaffen und nach einem Handgemenge zum Einsatz zu bringen, wobei er sich von neuem seiner Haut wehren musste. Es wurde so möglich, wenigstens das neben der Fabrik stehen-

102 Ibid. S. 21.
103 Ibid. S. 22 und 67.



Brand der Korrodischen Fabrike in Ober-Uster den 22ten Novb 1832.

Abb. 9. Die brennende Fabrikanlage von Westen, Lithographie von G. Werner (Photo Kunstdenkmälerinventarisation des Kantons Zürich). Auf dieser Zeichnung sind die Brandstifter durch die zur Feier des Ustertages von 1830 versammelte und zur Brandstätte geeilte Volksmenge bereits überwältigt. Im Vordergrund links und im Mittelgrund ganz links Szenen der Misshandlung von Brandstiftern. Ganz rechts Männer mit Wasserbehältern auf dem Rücken und mit an Stangen befestigten Eimern. Das Wohnhaus der Fabrikanten links im Bilde wird, wie auch die schriftlichen Quellen melden, mit Wasser bespritzt, damit es nicht in Brand gerät. Nach denselben Quellen war es hingegen zu spät, um den Brand des Fabrikgebäudes selber noch zu löschen.

de Wohnhaus zu retten. Stutz gibt im «Brand von Uster» eine Schilderung der Vorgänge aus der Sicht eines teilnehmenden Handwebers:

Heiri

Nei, azündt hä-n-ich nüd, das weisst min Gott;
Verstöhre ghulfe-n-aber, das ist wohr.
Denn, wo-n-ich das hoffärtig Hus gseh ha,
Und ase dei hä müesse denke, das
Do bringi nüt as Elend über eus,
Und was 's auh für es Glück wär, wenn 's nüd stiend.
Dass mir do wege-n-e paar Herre, die

Rich möchted werde, söttet i die grösst
Armueth, und was noh schwerer ist,
Um Ehr und guete name cho. Jä do
Hät 's g'kochet i mer ine und hä denkt:
Wenn nu das Gspeist bald brünne wor.
Druf währt 's nüd lang, sä flacket 's scho.
Und ich hä zitteret vo Freud und Zorn.
Bald druf sä gheisst es sei erlaubt, sie müess
Bis uff de Bode z'Grund gricht si.
Die Herre haied jetz d'Erlaubnuss g'ge.
Schnell, wie-n-en Wetterleich, nä-n-ich halt glaubt
Und denkt, ih wöll dem Hölledrack
Auh noh en Todstreich ge. Ich uf,
Und schlone zwei Thörlifeister i.
Druf aber chunnt en Herr grad uff mih zue,
Und de hät halt ganz anderst mit mehr gredt.
So inniglich zuegsproche, dass 's mich uff
der Stell zum Wunder graue-n-ist,
Und sider d'Auge schier usgrine möcht.
Dass ich auh so verblendt hä müesse si!

Nachträgliche Reue ist sicher nicht auszuschliessen, aber dass sie im Zustand der Massenpsychose auf dem Höhepunkt des Gelingens schon eingesetzt hätte, wie Stutz es hier darstellt, ist unwahrscheinlich. Durchaus möglich ist es, dass, wie Heiri erzählt, hinter dem Rücken der abmahnenden Regierungsräte die Nachricht verbreitet wurde, «die Herren hätten es jetzt erlaubt». Der erste Aufseher der mechanischen Weberei schreibt nämlich, vor dem 22. November sei «die Sage unter dem Volk verbreitet» worden: «Es habe die Hohe Regierung die Fabriken ausser den Schutz der Gesetze gestellt, mithin für vogelfrei erklärt.»[104]

Interessant ist die Aussage von Heiri, der Anblick des «hoffärtigen Hauses» – er meint damit die Fabrik von Corrodi & Pfister – habe seinen Unmut gesteigert. Hoffart ist eine Sünde. Auch der technische Fortschritt wurde von den Landleuten so empfunden. Der Mutter von Stutz entlockte bereits der Anblick von Blitzableitern die Feststellung: «Das heisst Gott versucht, und ist eine grosse Sünde.»[105] Die mechanische Weberei wird von den Kleinfabrikanten im «Brand von Uster» verschiedentlich als «Höllehus» oder «Hölledrack» bezeichnet. Mehr oder weniger bewusst empfanden wahrscheinlich viele, wer ein solches «grossmächtiges», «hoffärtiges» Haus baue und Maschinen, dieses Teufelswerk, einsetze, verstosse in zwei-

104 Sigg, S. 13.
105 Stutz, Selbstbiographie, S. 145.

erlei Hinsicht gegen den Willen Gottes. Dies könnte dazu beigetragen haben, die zweifellos erheblichen Hemmungen der Brandstifter abzubauen.

Bisher hatten die Brandstifter das Feld behauptet, und wer ihr Tun missbilligte, lief Gefahr, misshandelt zu werden. Dem ersten Aufseher der Fabrik gelang es aber, «unbemerkt» und «unerkannt» nach Kirchuster zu eilen, wo er das Vorgefallene dem Statthalter des Bezirkes Uster meldete, ihm traten die Tränen in die Augen und er alarmierte sofort den Präsidenten des Kantonalvereins, Wilhelm Füssli. Dieser rief alle schon in Uster Eingetroffenen auf, nach der Brandstätte zu eilen und der Zerstörung Einhalt zu gebieten[106]. Die nacheinander in Uster eintreffenden Sektionen aus dem ganzen Kanton folgten ihnen nach. Die ersten Verhaftungen waren sehr schwierig, weil die Brandstifter zusammenhielten und sich gegenseitig halfen. Als der Widerstand immer schwieriger wurde, fiel die Schar der Maschinenstürmer auseinander. Mancher, der selber bei der Zerstörung der «Maschine» mitgewirkt hatte, denunzierte nun andere, oder half sogar, sie festzunehmen. «Der Brand von Uster» vermerkt diesen Umschwung ebenfalls:

Babel

Wer fangt 's dänn und füehrt s' furt?
Sind d' Türge-n-oder d'Heide cho? -

Hans Heiri

Ae bhüet is nei! viel derig, wo
Diheime-n-alliwil tho händ, sie müess
Bim Dummer Hammer hüt verbränt sie noh.
s'Ist Alls enandre-n-untreu worde, gsehst?
Und wo mä gseh gha hät dass 's fehlt,
Händ die noh ghulfe packe, wo
Viellicht noh selber azündt händ.

Man hat der Zürcher Regierung nachher vorgeworfen, sie hätte zu wenig getan, um den Maschinensturm von Uster zu verhindern. Vielleicht wurde ihr Verhalten aber durch eine politische Strategie bestimmt. Sie wollte möglicherweise keine staatlichen Repressionsmittel einsetzen, weil dies einen Graben zwischen ihr und breiten Volksschichten geschaffen hätte. In erster Linie sollten ja gütliche Argumente die aufgebrachten Maschinenfeinde beruhigen. Aus den Quellen geht hervor, dass man dieser Vermittlung mindestens eine Chance einräumte. Andernfalls, so überlegten sich die regierenden Kreise vielleicht, war es besser, wenn das Volk selber den Keim zur Anarchie zertreten würde.

106 Sigg, S. 17.

Diese Vermutung wird durch eine Stelle in der «Überweisung» von Staatsanwalt Ulrich an das Kriminalgericht angeregt. Er schreibt, dass der Kommission des politischen Kantonalvereins von verschiedenen Seiten angeraten worden sei, entweder die Tagung in Uster zu verschieben, oder an einen anderen Ort zu verlegen. Die Kommission sei aber der Ansicht gewesen, «dass eine solche Hinausschiebung oder Verlegung schon an sich unthunlich sey, und dass namentlich das Befürchtete dadurch schwerlich abgewendet werden könnte, indem mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen sey, es würde (wenn ein solcher Vorsatz einmal gefasst sey) auch bei einer allfälligen Hinausschiebung oder Verlegung der Pöbel dennoch in Uster zusammen laufen, und könnte sein Spiel dann nur um desto ungehinderter und strafloser treiben, wenn die ganze Masse der Vereinsmitglieder gar nicht, oder an einem [andern] Orte versammelt wäre, während gerade die Anwesenheit des Vereines gegen diese Masse ein Gegengewicht bilden und eher Exzesse verhüten könnte. So unglücklich nun auch das wirklich statt gehabte Ereignis ist, so bin ich dennoch von dieser Meinung persönlich noch keineswegs zurückgekommen, und vielmehr überzeugt, dass, wenn der Verein nicht versammelt gewesen wäre, die gleichen Menschen die Maschine an jenem Tage dennoch zerstört und vielleicht noch weitere Exzesse verübt hätten, während es alsdann viel schwerer gewesen wäre, die Thäter zur Strafe zu ziehen.»[107] Nachdem die Brandstifter überwältigt worden waren, erklärte Präsident Füssli am Usterfest, das man nun nachholte, ausserdem: «An diesem Tag hat vor zwey Jahren das Volk den schweren Kampf gegen die Aristokratie, heute den schwerern gegen die Anarchie siegreich bestanden!»[108]

Im ganzen wurden 75 Personen verhaftet, von denen 17 in Uster wieder freigelassen wurden[109]. Die Verhaftungen erfolgten nicht durch Staatsorgane, die dafür bestimmt waren, sondern durch die Volksmenge, deren wütende Stimmung durch das den Festnahmen meist vorangehende Handgemenge vermutlich noch gesteigert wurde. Wie oft in Fällen von Volksjustiz kam es dabei zu Ungerechtigkeiten, unnötigen Brutalitäten, ja Exzessen. Wir stützen uns dabei auf die wohl zuverlässigen offiziellen Angaben des Staatsanwaltes selber. Schon auf dem Wege zur Brandstätte begegneten ihm «einige Arrestanten, jeder von 3 bis 4 Mann gepackt, welche gerade nicht sehr säuberlich mit ihnen umgingen, besonders wenn dieselben etwa einen Versuch zur Flucht machten ... Über die Behandlung der Gefangenen erlaube ich mir nur so viel zu bemerken, dass ... alles Mögliche gethan werden musste, um die Wuth der ... im höchsten Grade erbitterten Volksmenge zu zügeln. Einige Excesse waren nicht zu vermeiden; aber wenigstens wurde keiner auf eine Weise misshandelt, dass er eines Arztes bedurft hätte

107 Ulrich.
108 Keller, S. 37.
109 Ulrich.

... auch ... mag es wohl geschehen seyn, dass der eine oder andere härter gebunden wurde, als nothwendig gewesen wäre ... Ich konnte mir allerdings zu Uster selbst nicht verbergen, es sey sehr zu besorgen, dass unter den zum Theil allerdings sehr tumultuarisch Verhafteten sich die Hauptschuldigen vielleicht gar nicht befinden, und dass dagegen viele Unschuldige auf eine allerdings sehr ungerechte und harte Weise behandelt worden seyen.» Am 27. November liess der Staatsanwalt weitere dreissig der Verhafteten frei[110]. Im «Brand von Uster» berichtet Hans Heiri über die Verhaftungen:

Hans Heiri

Wer sih nüd flüchte cha, wird packt,
Und sei er schuldig oder nüd,
Do fröget mä keis Bitzli meh därnoh.
Fast Alls ist untreu geg'enand.
...
Ganz Wäge volle Gfangni füehret s' furt.
Mä schlot mit Prügle-n-uff sie zue, und rauft
Ehne ganz Gaufle Hoor zun Chöpfe-n-us
Churz, mä behandlet s' grad wie 's Veh.
Ä bhüet is Gott! viel füüler noh.

Regierungsrat Fierz, der die Täter gut ins Auge gefasst hatte, und sein Kollege Bürgi, der viele persönlich kannte, besonders jene aus seiner Heimatgemeinde Bäretswil, konnten der herbeiströmenden Menge immerhin Hinweise geben, damit sie die richtigen festnahmen. Damit machte sich Bürgi bei seinen Dorfgenossen verhasst, was in der «Geschichte der Kirchgemeinde Bäretswil» von Julius Studer noch nachwirkt. Studer schreibt: «Die ausgedehnte Personalkenntnis eines aus dieser Gegend gebürtigen Mitgliedes des Regierungsrathes war wichtig und verhängnisvoll für die vorzunehmenden Verhaftungen, während Beamte aus andern Gemeinden klüglich ihre Gemeindsgenossen nicht kennen oder wenigstens nicht angeben wollten.»[111] Auf Bürgi dürfte sicher auch folgende Stelle im «Brand von Uster» gemünzt sein:

Hansel

S'Hät Eine-n-eus allsamme g'kennt –
Und de ist Alle's Unglück gsi. --
Hätt de gsait: «Ghöred ihr, ich weiss
vo-n-allem z'sämme Nüt und kenne Keine»,
Dänn hätt mä-n-uff mi armi Seel!

110 Ibid.
111 Studer, S. 119.

E Keim es Hoor arüehre chönne, nei.
Dem wird ich's aber nüd vergesse s'lang
Ich lebe-n-und en Odre rod.
E derig sind – ich weiss 's scho was – –

Nach Eglis Darstellung hat es Bürgi nie mehr gewagt, sich im Oberland oder gar in der Gemeinde Bäretswil blicken zu lassen[112]. Im «Brand von Uster» werden Hansel und die übrigen, die gleich dachten wie er, allerdings belehrt. Es wäre wohl auch zuviel verlangt gewesen, dass Bürgi als Magistratsperson seinen Pflichten gegenüber der Justiz nicht nachkommen und jene decken sollte, die ihn verhöhnt, vielleicht sogar misshandelt hatten.

Hinterher wurden den Untersuchungsorganen noch viele verzeigt, weil sie an der Brandstiftung teilgenommen hätten, was die nachträgliche Verhaftung von Männern nach sich zog, die vorerst entfliehen konnten. Bei Stutz sind es Nöggli und Heiri. In Bäretswil sollen dabei auch Personen angeklagt worden sein, die dann den Nachweis leisten konnten, dass sie am 22. November zu Hause geblieben waren[113].

Im «Brand von Uster» vernimmt man gerüchteweise von der Absicht der Regierung, die Industriegemeinden des Oberlandes mit Truppen zu belegen. Teils weil es bei den nächträglichen Verhaftungen zu Widersetzlichkeiten gekommen war, teils um überhaupt die Ordnung zu garantieren, verlegte die Regierung tatsächlich Truppen dorthin. Ihr Kommandant war Regierungsrat und Oberst Fierz. Dies mag für ihn eine persönliche Genugtuung bedeutet haben, demonstrierte den Leuten aber auch augenfällig, dass die Regierung das letzte Wort hatte. Statthalter Guyer, der in Bauma wohnte, dessen Bevölkerung der Regierung vor kurzem erfolgreich die ordentliche Bestattung eines Selbstmörders verwehrt hatte, schrieb dem Regierungsrat zwei Tage nach der Brandstiftung: «Das energische Verfahren hat in die lautthuendsten Gemeinden eine Todesstille gebracht.» Er habe heute ohne das geringste Zeichen von Widerstand vier Arrestanten forttransportieren können. «Mehr als je glaube ich jetzt an die Festigkeit der neuen Ordnung der Dinge ... Nie ist das Ansehen der Regierung in meinen Gemeinden höher gestanden als jetzt.»[114] Auch aus Bäretswil kam ein Bericht, es sei alles vollständig ruhig[115], so dass die Regierung die Truppen sehr rasch wieder abzog. Regierungsrat Hess schrieb Landammann Baumgartner in St. Gallen am 4. Dezember: «Der kleine Kriegszug ist sehr gut ausgefallen, und obgleich heimlich die Gemüther noch nirgends beruhiget sind und alle Augenblicke es irgendwo aufsiedet, so hat doch der Versuch, mit Ernst einzu-

112 Egli, S. 17.
113 Studer, S. 119.
114 ZHA M I a 1, abgedruckt mit einer unwichtigen Abweichung bei Keller, S. 39.
115 Ibid.



Abb. 10. Die Verhaftung des Kleinfabrikanten Nöggli als Teilnehmer der Brandstiftung. Titellithographie von C. Studer zum «Brand von Uster» von Jakob Stutz. (Nach dem Exemplar der Zentralbibliothek Zürich.) Das Bild zeigt die Wohnstube von Chasper und seinem Sohn Nöggli, in der die meisten Szenen dieses Theaterstückes spielen. In der Mitte Nöggli, den Soldaten verhaften, umringt von Mutter, Frau und Kindern. Links sitzt sein Vater. Unten, ganz links ein Spulrad, ganz rechts ein Handwebstuhl.

schreiten, gut gethan.»[116] Pessimistischer tönte die Lagebeurteilung, die Hess am 22. Dezember dem führenden Berner Politiker Karl Schnell gab: «Der Brand der Maschine in Uster hat bei uns alles mürbe und unzuverlässig gemacht, und wir haben grosse Mühe, den Geist des Volkes wieder zum Guten zu ermuthigen. Doch hält sich der Grosse Rath noch trefflich.»[117]

Stutz schildert im «Brand von Uster» den trostlosen Jammer der Angehörigen seiner Maschinenstürmer. Seine im Vorwort angekündigte Absicht, Verständnis und Mitgefühl für die Verurteilten zu erwirken, gelingt ihm besonders in diesen allerdings sehr breit angelegten Szenen, die gekürzt an Wirkung gewinnen. Man erlebt eindrücklich den schweren Schlag, den die Verhaftungen für die Angehörigen bedeuteten. Als schon jede Hoffnung geschwunden schien, dass noch einer zurückkehren könnte, tritt Nöggli durch die Tür und schliesst seine Kinder in seine Arme. Auch Heiri konnte entwischen und kehrt zu seinem Greetli und ihrer Mutter zurück.

116 Briefwechsel Baumgartner–Hess, S. 201.
117 Briefwechsel Hess–Schnell, S. 382.

Man atmet auf, vernimmt ihre lebhafte Reue, hofft, dass sie durchschlüpfen können, und teilt die Furcht der Angehörigen, dass sie doch noch gefasst werden könnten. Ergreifend sind die Abschiedsszenen, als die Landjäger plötzlich erscheinen und beide abführen. Dieses bühnenwirksame Wechselbad mit den nachträglichen Verhaftungen, das Stutz hier inszeniert, entspricht der historischen Wirklichkeit, wie wir sie kurz geschildert haben.

Verhör, Prozess und Urteil

Der «Brand von Uster» von Stutz befasst sich nicht mit der gerichtlichen Abklärung und Erledigung des Maschinensturmes. Darüber orientieren natürlich die Gerichtsakten, deren wichtigste von Friedrich Ludwig Keller veröffentlicht wurden[118]. Kellers Publikation gibt in verschiedener Hinsicht wertvolle Auskünfte. Besonders ausführlich informiert sie über das Handeln und Reden des Hans Felix Egli aus dem Rellsten. In den Quellen und in der Literatur erscheint er als Haupttäter. Wie alle Verhörten suchte er die ihm zur Last gelegten Handlungen möglichst abzustreiten, oder dann doch in harmlosem Lichte erscheinen zu lassen. Er dürfte geglaubt haben, ohne Geständnis könne man ihn nicht verurteilen. Die Liberalen hatten allerdings die Folter abgeschafft, mit deren Hilfe früher Geständnisse erpresst wurden, anderseits aber betrachteten sie einen überzeugenden Indizienbeweis als ausreichend für eine Verurteilung. Es ist verständlich, dass dieses neue Rechtsdenken den Maschinenstürmern von Uster noch nicht geläufig war. Die erdrückenden Zeugenaussagen gegen Rellstenfelix stimmen überein, und seine Gegenargumente sind so unglaubwürdig, dass nicht nur das Gericht ihnen keinen Glauben schenkte, sondern auch jene Schriftsteller, denen es nicht an Verständnis für die Brandstifter fehlt, darunter Jakob Stutz. Im «Brand von Uster» ist an zwei verschiedenen Stellen vom Benehmen des «Felix» anlässlich der Brandstiftung die Rede:

Jokebli

Em Felix, o dem sei 's erschröcklih g'gange.
Er sei halt gsi wie letz im Chopf.
...

118 Die Prozedur umfasste 1388 Aktenstücke (Egli, S. 38). Das Urteil ist erhalten geblieben. Nach einem Vermerk im Inventar des ZHA waren die Verhörakten 1886 nicht mehr auffindbar. 1889 veröffentlichte Egli aufgrund dieser Akten seine kleine Monographie über den Brand von Uster.

Hans Heiri

Nu Eine hä-n-ih gseh, de ist allweg
Do umenand diheim. Das ist dänn wohr,
Dass de wie-n-e wilds Thier dri gfahre-n-ist –
Churz, gschuumet hät er öppe die, und grüeft:
«Zue! zue! mä muess sih selber helfe wenn
Eim d'Oberkeit nüd helfe will!
Ich woge Lib und Lebe, Guet und Bluet!»
De hä-n-ih bund und gfange gseh.
Und gschlage händ s'ehn, o Herr Jesis Gott!
Churz, 's Bluet ist ehm zu Mul und Nase-n-us.
Er hät sih halt abschülih gwehrt
Ich glaube 's seied gern Zeh an ehm gsi.

Am Leibchen, das dieser Mann getragen hatte, erkennt dann Lisbeth zu ihrem grössten Schmerz, dass es sich um ihren Felix handelte.

Von vielen Teilnehmern des Maschinensturms vom 22. November 1832 wissen wir, dass sie auf dem Wege nach Uster in Wirtshäusern Schnaps getrunken haben. Nach seinen eigenen Angaben hat Hans Felix Egli in Robenhausen etwas Branntwein zu sich genommen. Im ersten Spezialverhör machte er geltend, «ein Brenztipschen» gehabt zu haben; im zweiten Verhör bestand er jedoch darauf, dass er «ja von dem Branntwein für 3 Schillinge nicht betrunken werden konnte». Er will in Robenhausen die anderen davon abgemahnt haben, mit Gewalt gegen die Webmaschinen vorzugehen[119]. In Woberg (Wagenburg) sei er nur kurz ins Wirtshaus gegangen und habe dieses wieder verlassen, als er seine Brüder dort nicht fand, sagte Rellstenfelix. Hier soll er nach Zeugenaussagen als Motiv für seine Ablehnung der mechanischen Webstühle darauf hingewiesen haben, dass seine vier Kinder «ein grosses Geld verdienen» würden[120]. Nach dem Verlassen des Wirtshauses habe ihm Jakob Dürsteler aus Bäretswil, «Weissenbobeli» genannt, nachgerufen, er solle ihm helfen, eine Bürde Reisig zum ersten Hause unten am Walde zu tragen – dort befand sich das Fabrikareal von Corrodi & Pfister. Rellstenfelix will Bobeli, der zweiundvierzig Jahre zählte und bei den Schweizertruppen in Frankreich gedient hatte, diesen Dienst geleistet haben, ohne sich darum zu kümmern, was mit diesem Brennmaterial geschehen sollte[121]. Er gab Bobeli auch einen Teil der Schwefelhölzer, die er bei sich trug. Dieser will sie Felix abgenommen haben, «damit nicht angezündet werde»[122]. Bobeli, der eingestand, «etwas Branntwein im Kopfe»

119 KELLER, S. 66, 68 und 77.
120 Ibid. S. 61, Aussage Senn.
121 Ibid. S. 64 und 67f.
122 Ibid. S. 96.

gehabt zu haben[123], wurde als einer der Hauptschuldigen betrachtet. Er schien jenen Trupp, der Brennmaterial herbeitrug, zu führen und erteilte auch später Befehle. Im Verhör sagte er: «Ich hatte Freude, einige französische Commando's den Andern vorzusagen, die es dann nicht verstanden, und dennoch ihr Vergnügen daran fanden, zumal alle wussten, dass ich als Soldat weit in der Welt herumgekommen war.»[124] Nach Gottlieb Egli soll er unter anderem gerufen haben: «Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!»[125]

Als Rellstenfelix, der als erster mit einem Reisigbündel anmarschierte, dieses bei der Fabrik ablegte, sagte er zu Regierungsrat Bürgi, der ihn dazu aufgefordert hatte: «Es wäre besser, man hätte noch die alten gnädigen Herren in der Stadt, es würde dann jedenfalls besser gehen, und überhaupt sey für die ärmere Classe besser gesorgt worden.»[126] Dies sagte Hans Felix Egli im zweiten Verhör aus, nachdem er bei der ersten Einvernahme lediglich bemerkt hatte, er habe Regierungsrat Bürgi «einen etwas schnöden Bescheid gegeben»[127]. Regierungsrat Fierz fiel auf, dass Rellstenfelix «immer einer der Vordersten und Gefährlichsten» gewesen sei. «Sobald der erste Stein gegen die Fenster geworfen war, so war Egli Einer der Ersten, der auf dieses hin die Andern zum Zerstören ermunterte, und ebenfalls Fenster einschlug.» Als ihm Fierz deswegen «alle möglichen Vorstellungen» machte, habe er erklärt: «Ja ich weiss was ich thue, denn ich bin jetzt 51 Jahre alt, aber wir sind es uns und unsern Kindern schuldig, diese Maschinen zu zerstören, weil sie uns um den Verdienst bringen.» Als ihn Fierz auf den Petitionsweg weisen wollte, antwortete Rellstenfelix nicht zu Unrecht, das sei schon lange versucht worden und habe nichts genützt, «und dann ging er mit seinem Stocke wieder auf die Fenster los» – sagte Fierz aus –, «und fing an mit der grössten Wuth, wie ich nie einen Menschen sah, die Stöcke in den Fensterrahmen zu zerschlagen. Darauf wurde von Vielen Reis und Stroh hineingeschoben; in wie weit Egli hiebey auch thätig war, könnte ich nicht genau sagen, indem er, als die erste Wuth sich gelegt hatte, sehr bedächtlich zu seyn schien.»[128] Andere wollen genau beobachtet haben, wie Rellstenfelix Brennmaterial in die Fabrik schob[129]. Dieser will sich übrigens dem Zerstören der Fenster wiedersetzt haben, sein Stock, mit dem er den Schlag eines anderen auffangen wollte, sei aber so unglücklich getroffen worden, dass er selber ein Fenster eingedrückt habe[130].

123 Ibid. S. 95.
124 Ibid.
125 Egli, S. 13.
126 Keller, S. 64.
127 Ibid. S. 63.
128 Ibid. S. 57.
129 Ibid. S. 69 passim.
130 Ibid. S. 64.

Die Arbeiter von Corrodi & Pfister hatten glühende Eisenstangen von etwa 1,5 Meter Länge bereit gehalten, um die Fabrik zu verteidigen, zogen sich aber vor der Übermacht der Maschinenstürmer zurück. Diese behändigten dann die Eisenstäbe und schlugen damit die Einrichtung der Fabrik, vor allem die Webmaschinen, in Trümmer. Felix Egli erklärte im Verhör, er habe sich eine dieser Eisenstangen geben lassen, «indem ich in der Beglaubigung stand, man solle dieselbe eben retten»[131]. Ein Zeuge erklärte in der Konfrontation mit Egli: «Er habe ihn in einem Zimmer der Fabrik wie rasend toben und Fenster und Geräthschaften entzwey schlagen und daselbst verweilen gesehen, bis die herbey gebrachten Brennmaterialien entzündet gewesen.»[132]

Rellstenfelix trug den Eisenstab noch mit sich herum, als er wieder ins Freie getreten war. Kantonsrat Schellenberg nahm ihn dann, «da er immerfort alles in Bewegung setzte, bey Seite», und machte ihm «alle nur möglichen Vorstellungen ... Auf Ein Mal hob er aber drohend seinen Eisenstab auf, und rief: 'Du ewiger Hagel! ich meine, ich wolle dich todtschlagen!'» Als Schellenberg seine Ermahnungen fortsetzte, habe ihm Egli schliesslich, auf die Fabrik hinweisend, erklärt: «Das alles kann vernünftig seyn, aber ich habe dem ewigen Hagel den Tod geschworen; das muss jetzt einmal seyn, sie muss heute niedergebrannt werden! Ich will es nur gerade sagen, dass ich der Anführer bin; wenn ich befehle, so wird angezündet!» Dann rief er mit lauter Stimme: «Zündet an! Zündet an!» und «Zaudert nicht länger!»[133]

Als Fierz die Feuerspritze aufgestellt hatte und den Wasserstrahl gegen das Wohnhaus richtete, das man retten wollte, kam nach seiner Darstellung «vom Walde her eine ganze Rotte von mehr als hundert Personen auf die Feuerspritze los ... und da erblickte ich wieder vor mir an der Spitze der Rotte den Egli, dessen beyde Hände kohlschwarz waren. Diesen packte ich drohend an, und wollte ihn aus dem Haufen hervor reissen.» Egli habe darauf einen Dolch oder ein Messer hervorgezogen und habe sich «damit unter dem Ausrufe, das müsse mein Tod seyn», auf ihn losgestürzt. Er habe ihn mit seinem Schirm und mit den Worten: «Du stirbst vor mir!» zurückgestossen. Dessen Begleiter hätten aber verhindert, dass er Rellstenfelix packen konnte[134].

Nachdem die «Verhaftungen» begonnen hatten, soll sich Felix Egli im Walde versteckt haben, wurde jedoch entdeckt, und mehrere Männer suchten ihn festzunehmen, aber der kräftige Mann «wehrte sich gewaltig» und soll dabei Hiebe ausgeteilt und eingesteckt haben. Schliesslich wurde man seiner doch habhaft. Zu einem der Männer, die ihn «verhafteten», soll er

131 Ibid. S. 65.
132 Ibid. S. 81.
133 Ibid. S. 55f.
134 Ibid. S. 58.

erklärt haben: «Er habe Holz hingetragen, zu dem zerschlagenen Fenster hinein geschoben und angezündet; er hätte gern noch mehr Holz hingetragen; er werde nichts bekennen, sondern er wolle für Alle herhalten.» Einem anderen soll er gesagt haben, «er glaube nicht, dass er zu lange in der Prison sey, es werden schon dergleichen kommen, die ihn ausnehmen werden»[135].

Jonas Furrer aus Winterthur, der damals 27 Jahre zählte und rasch als einer der besten Anwälte der Schweiz gelten sollte, übernahm die Aufgabe eines *amtlichen Verteidigers von Rellstenfelix.* Er ging von der Auffassung aus, dass ein Indizienbeweis völlig einwandfrei sein müsse, und zerpflückte die gegen seinen Klienten gerichteten Zeugenaussagen, indem er vor allem auf Unsicherheiten und Widersprüche hinwies. Zudem zog er aber die Zurechnungsfähigkeit von Rellstenfelix in Zweifel. Im «Brand von Uster» lässt Stutz, der Egli ja gut kannte, die Mutter Nögglis von Felix sagen: «Er schwätzt doch mängsmol schier wie lätz im Chopf», und nach dem Maschinensturm berichtet Jokebli von Felix: «Er sei halt gsi wie letz im Chopf.» In gleichem Sinne wie Stutz beurteilte Furrer die psychische Verfassung von Felix Egli während des Maschinensturmes. Er vertrat vor Gericht die Auffassung, sein Klient habe «in einem Zustande des grössten tobenden Affectes» gehandelt, «in welchem nicht nur das Bewusstseyn der Rechtswidrigkeit der That verschwinden musste, sondern auch die Möglichkeit der freyen Willensbestimmung vollständig aufgehoben war.» Schon für die psychisch normalen Akteure des Maschinensturmes müsse dies bis zu einem gewissen Grade vermutet werden, seien sie doch im «Wahn» befangen gewesen, die mechanischen Webstühle müssten sie gänzlich brotlos machen und in den Hungertod treiben. Sie hätten bereits erfahren müssen, dass gewaltlose Mittel nicht zum Ziele führten. Die «Landsgemeinde», zu der sie auf den 22. November 1832 aufgerufen wurden, hätte ihnen als beste Möglichkeit zur Durchsetzung ihrer Absichten erscheinen müssen[136].

Das einfache Landvolk konnte den etwas abstrakten Charakter der neu verkündeten Volkssouveränität noch gar nicht verstehen, wonach als Volkswille die Mehrheit der in einem Urnengang Stimmenden zu gelten hatte. Sein Volksbegriff war konkreter. Fürsprech Schinz, ein anderer amtlicher Verteidiger, hat dies ausführlicher herausgearbeitet als Furrer. Er sprach von diesen Männern, «welche von jeher gewohnt waren, unter dem Namen *Volk* einen mehr oder minder starken Zusammenfluss einzelner Männer und folglich auch unter dem Namen *Volkswillen* den ausgesprochenen Willen einer gewissen Anzahl zusammengetretener einzelner Männer zu verstehen». Der Ustertag «und die daselbst empfangenen Eindrücke» hätten die «Phantasie dieser Männer auf's höchste gereizt»[137].

135 Ibid. S. 59f.
136 Ibid. S. 187.
137 Ibid. S. 166.

Konnte die «Landsgemeinde» des Jahres 1830 von ihnen anders, denn als lebendige Bestätigung ihrer Vorstellungen von «Volk» und «Volkswillen» empfunden werden? Damals hatte das Volk den Rücktritt der Regierung herbeigeführt; wieso sollte der Volkswille, den man zur obersten Instanz im Staate erklärt hatte, durch eine neue «Landsgemeinde» nicht die Webmaschinen beseitigen dürfen?

Alle diese Vorstellungen und die aussergewöhnlichen Emotionen des Tages mussten nach Furrers Auffassung vor allem bei einem Menschen wie Felix Egli, der den Keim zu Gemüts- und Geistesstörungen in sich trug, verhängnisvolle Auswirkungen haben. Nach Furrers Plädoyer soll Rellstenfelix schon seit mehreren Jahren «einen entschiedenen Hang zu religiöser Schwärmerey» verraten haben, verbunden mit «bedeutenden Anlagen zur Melancholie und Geisteszerrüttung», so dass sich die Behörden verschiedentlich mit ihm befassen mussten. «In diesen Zustand verfiel er gewöhnlich zur Winterszeit, wo er alle Arbeit liegen liess, und sich beynahe ausschliesslich mit Bibellesen beschäftigte.»[138] Die Beweise, die Jonas Furrer vorlegte, sind überzeugend. Nur ist nicht recht einzusehen, wieso er hierfür auch die Aussage der Ehefrau von Rellstenfelix anführte. Wenn sie die besondere Gutmütigkeit ihres Ehemannes gegenüber hilfebedürftigen Armen während des Winters 1831/32 als Ausdruck einer gewissen Gestörtheit anführt, so spricht dies wohl eher für ihre etwas hartherzige Sparsamkeit. Nach dem, was wir wissen, konnte sich die Familie Egli ja diese Mildtätigkeit schon leisten. Im übrigen unterbreitete Furrer dem Gericht folgende Zeugnisse:

Den Leumund betreffend schrieb der Gemeinderat von Bäretswil: «Hans Felix Egli befand sich oft in einem scheinend geisteszerrütteten Zustande. Er musste unter Aufsicht seiner Verwandten gestellt, und ihm sein Dispositionsrecht entzogen werden. In diesem Zustande lebend wurden von ihm oft mehrere Handlungen laut, die in das Unrecht gehören; öffentliche Strafe durch Urtheil folgte auf ihn, so viel wir wissen, nie. Im Übrigen, wann er sich wieder ein Mal in Ruhe befand, war er ein thätiger Mann.»[139]

«Laut pfarramtlichem Protokoll vom 23. Febr. 1827 und 6. Jenner 1829 hielt der Hr. Pfarrer Waser in Bäretschweil wiederholte Unterredungen mit ihm, und die dabey geflossenen Äusserungen des Egli zeugten von Geisteszerrüttung.

Hr. J. Meyer, Arzt in Bäretschweil, bezeugt am 17. May 1833, dass Egli im Januar 1831 wegen Melancholie und Geisteszerrüttung ärztlich behandelt, jedoch niemals gänzlich befreyt wurde.

Laut Erklärung des Hrn. Gemeindeammann Walder in Bäretschweil ward Egli im gleichen Jahr 1831 auf polizeylichem Wege durch Hrn. Ge-

138 Ibid. S. 172.
139 Ibid. S. 84.

meindeammann Tobler in Robenhausen in die Gemeinde geschickt, mit der Anweisung, man solle solch einen geisteszerrütteten, daneben körperlich starken Mann ('Letzkopf') nicht mehr frey umher ziehen lassen.

Im J. 1830 hätte Egli auf oberweisenamtliche Veranstaltung hin öffentlich verrufen werden sollen, mit der Warnung, ihm als einem verstandes- und gemüthskranken Menschen nichts mehr zu creditiren; und nur auf das Verwenden der Verwandten hin konnte dieser Aufruf bisanhin aufgeschoben werden.»[140]

Es bestehen jedenfalls gute Gründe, mit Jakob Stutz und Jonas Furrer anzunehmen, dass Rellstenfelix, der «Anführer» der Maschinenstürmer, in mehr oder weniger zerrüttetem geistigem und psychischem Zustand gehandelt hat. Das Gericht fand jedoch, dass die vom Verteidiger zitierten Zeugnisse «von keinem Einfluss seyn können», teils, weil sie sich nicht auf die allerneueste Zeit bezogen, teils weil sie, mit Ausnahme des pfarrherrlichen Protokolls, nicht eigentlich amtlichen Charakter hätten[141]. Furrer dürfte demgegenüber zu Recht eine Beschwerde zu Protokoll gegeben haben, weil es die gerichtliche Untersuchung versäumt hatte, eine Expertise mit amtlichem Charakter einzuholen[142]. Er hatte immerhin die Genugtuung, dass die Richter über Rellstenfelix nicht die Todesstrafe verhängten, wie der Staatsanwalt beantragt hatte. Er wurde zu 24 Jahren «Kettenstrafe» verurteilt.

Diese und die übrigen Strafen, die die Brandstifter zu verbüssen hatten, empfinden wir heute als sehr hart, und sie müssen wohl vor allem als *politische Urteile* verstanden werden. Man übte hier Strenge aus einem Gefühl der Unsicherheit und der Bedrohung heraus. Wie der Maschinensturm von Uster von den führenden Liberalen der übrigen Schweiz etwa aufgenommen wurde, zeigt ein Brief von Gallus Jakob Baumgartner an Johann Jakob Hess. Baumgartner konnte es kaum verstehen, dass nicht vorsorglich Polizei aufgeboten worden war. «Fanatisirten gegenüber muss man sich nie auf Popularität und Überredungsgabe verlassen. – Das Übel ist nun leider geschehen. Wir werden es allesamt tief empfinden und die wahre Sisyphusarbeit erhalten, mühsam zu bauen und zu erhalten, wo Andere Alles thun, um niederzureissen und zu zerstören. – Ich bin nicht im Fall, Rathgeber zu seyn. Aber ich hege wenigstens die bestimmteste Erwartung: Regierung und Gericht werden mit exemplarischer Strenge einschreiten; so kann denn aus dem Übel noch das Gute entspringen, dass Gesetzlichkeit und Ordnung in Ihrem und den übrigen Kantonen gewinnen.»[143]

Wie die folgende Untersuchung über die Krise des schweizerischen Staatenbundes im Sommer 1833 zeigen wird, konnten sich die Liberalen damals

140 Ibid. S. 190f.
141 Ibid. S. 221f.
142 Ibid. S. 189f.
143 Briefwechsel BAUMGARTNER–HESS, S. 199f.

noch keineswegs sicher im Sattel fühlen. Viele Konservative standen ihrem Régime feindlich gegenüber und hofften auf einen politischen Umschwung. Die Politik der Liberalen, grundlegende Reformen zugunsten der unteren Volksschichten durchzuführen und zum Beispiel die indirekten Steuern, die auf dem Landvolk lasteten, abzubauen, um dafür eine proportionale Vermögens- und eine progressive Einkommenssteuer einzuführen, mussten die Feindschaft der Oberschicht verstärken, die während Jahrhunderten sehr wenig Steuern bezahlt hatte. Um so mehr wollten die liberalen Führer den Eindruck nicht aufkommen lassen, das neue Régime führe zu Zersetzung und Auflösung der staatlichen und sozialen Ordnung. Sie glaubten daher, die Keime der Anarchie energisch ausrotten zu müssen. So empfanden es ja auch die gegen die Brandstifter vorgehenden Mitglieder des politischen Kantonalvereins.

Es stellt sich noch die Frage nach der *sozialen Herkunft der Brandstifter.* Bisher ist, soweit wir dies überblicken können, mit Selbstverständlichkeit angenommen worden, dass Handweber die Täter gewesen seien. Anderslautende Aussagen wurden gar nicht zur Kenntnis genommen, zum Beispiel der «Brand von Uster» von Jakob Stutz, in welchem die vier Kleinfabrikanten Felix, Nöggli, Joggi und Ruedeli, aber nur ein Handweber, nämlich Heiri, als Brandstifter in Erscheinung treten. Der «Brand von Uster» veranlasst jedenfalls dazu, der Frage nachzugehen, wer denn diese Brandstifter gewesen seien.

Die Gerichtsakten vermerken fast immer den Beruf der Angeklagten. Leider fehlt diese Angabe gerade für Rellstenfelix und Weissenbobeli, die als «Urheber» betrachtet wurden, dabei hätten wir besonders für Hans Felix Egli den Beruf gerne mit Sicherheit bestimmt. Dieser ist auch aus dem Familienregister von Bäretswil nicht ersichtlich, und die Verhörakten, die vielleicht erhellende Aufschlüsse zu geben vermöchten, stehen nicht mehr zur Verfügung. Immerhin sagte Jonas Furrer in seinem Plädoyer von Rellstenfelix: Er lebte «theils mit Güterarbeit, theils mit Weberey beschäftigt». Egli dürfte, wie viele andere, ein mehr oder weniger grosses Stück Land sein eigen genannt haben, dessen Bearbeitung ihn den Sommer über von schwermütigen Anwandlungen ablenkte. Furrer bemerkte dann aber weiter: «In diesen Zustand verfiel er gewöhnlich zur Winterszeit, wo er alle Arbeit liegen liess, und sich beynahe ausschliesslich mit Bibellesen beschäftigte.»[144] Wie auch Stutz von seinem Felix sagen lässt, interessierte Egli vor allem die Apokalypse[145].

Rellstenfelix war also wohl kein Mann, der durch Handarbeit am Webstuhl seinen Lebensunterhalt verdienen musste. Einzelne Aussagen anderer vor dem Verhörrichter, wie etwa, dass er die Armen mit Kartoffeln und

144 Keller, S. 172.
145 Vgl. Egli, S. 14.

Holz unterstützt habe oder dass er vor der Brandstiftung im Wirtshaus gesagt habe, seine vier Kinder würden ein «grosses Geld verdienen», verdichten den Eindruck, dass es ihm materiell nicht schlecht ging. Nach den Prozessakten und dem Familienregister von Bäretswil hatte er 1832 sechs lebende Kinder. Drei davon waren erwachsen und je eines 19-, 16- und 9jährig[146]. Wahrscheinlich hat wenigstens ein Teil davon in seinem «Gwerb» mitgewoben. Dieser Vermutung entsprechend sagt im «Brand von Uster» am frühen Morgen des 22. November 1832 seine Frau zu Felix: «Säg auh im Hindergade noh zun grosse Chinde behüet i Gott.» Am Abend vorher hatte er zu seiner Frau die bereits zitierte Bemerkung gemacht, sie könnten jetzt «so artig gsi», wenn nicht die Gefahr bestände, dass die Webmaschinen sie um den Verdienst bringen würden. Wenn Felix im «Brand von Uster» als Kleinfabrikant auftritt, so passt dies widerspruchslos zu den Angaben der Gerichtsakten über Rellstenfelix. Furrers Bemerkung, dieser habe sich «mit Weberey beschäftigt», heisst wohl eher, dass er andere für sich weben liess, als dass er selber wob.

Neben Rellstenfelix betrachtete das Kriminalgericht noch weitere fünf Angeklagte als Urheber oder «Mitschuldige ersten Grades». Darunter befand sich kein Handweber, nur für einen von ihnen wird als zweiter Beruf «Weber» vermerkt. Das Obergericht versetzte einen Spengler von den «Mitschuldigen ersten Grades» zu den «Gehülfen ersten Grades» und beurteilte anderseits einen Weber als «Mitschuldigen ersten Grades». Zu diesen gehörten nach obergerichtlichem Urteil neben Rellstenfelix:

Dürsteler, Jacob, genannt Weissenbobeli, von Bäretswil, 42 Jahre alt, keine Berufsangabe.

Gossweiler, Jakob, von Bäretswil, 21 Jahre alt, Weber.

Kündig, Hans Heinrich, von Bauma, 30 Jahre, Güterarbeiter.

Lattmann, Caspar, von Bauma, 25 Jahre alt, Spengler.

Wolfensberger, Jacob, von Bäretswil, 23 Jahre alt, Ziegler und Weber.

Von Weissenbobeli kennen wir also den Beruf nicht, hingegen wissen wir, dass er lange in fremden Diensten gestanden hatte. Möglicherweise gehörte er zu den vielen ausgedienten Söldnern, die nicht mehr für einen Beruf taugten. Als einen der Haupttäter betrachteten die Untersuchungsorgane auch Jakob Grimm von Kempten, 23 Jahre alt, Schneider. Er erscheint aber nicht im Urteil, weil er sich während der Untersuchungshaft das Leben nahm. Unter den sechs Haupttätern neben Rellstenfelix befand sich also ein Weber, bei einem anderen wird als zweiter Beruf «Weber» angegeben.

Im ganzen sind 29 Angeklagte der Teilnahme an der Brandstiftung von Uster für schuldig befunden worden. Darunter waren vier Weber, bei drei andern Verurteilten wird als zweiter Beruf «Weber» vermerkt[147]. *Der Ma-*

146 ZHA E III 10, 14.

147 KELLER, S. 45ff., 84ff., 203ff. und 235ff.

schinensturm von Uster kann also nicht als die Tat der Handweber betrachtet werden. Verglichen mit ihrem Anteil an der männlichen erwerbstätigen Bevölkerung der Gemeinden, aus denen die Verurteilten stammten, waren sie vermutlich unter den Maschinenstürmern sogar *untervertreten.* Die Motive der Tat sind wahrscheinlich in Unzufriedenheit oder Zerstörungslust aus verschiedenen Ursachen zu suchen.

Auch der «Brand von Uster», in dem vier der fünf Brandstifter Kleinfabrikanten sind, scheint mit den historischen Tatsachen nicht im Einklang zu stehen, war doch nur der vom Gericht als Haupturheber betrachtete Rellstenfelix vermutlich ein Fabrikant. Die Darstellung von Jakob Stutz könnte aber in einem allgemeineren Sinn doch richtig sein. Am 9. Oktober 1830 machte die «Neue Zürcher Zeitung» am Schluss eines Artikels über die mechanischen Webereien einen bitterbösen Ausfall gegen die Kleinfabrikanten: «Wir haben bisdahin den Gegenstand behandelt, als ob das Verhältniss zwischen den Fabrikanten und ihren Arbeitern, den Webern, in Betrachtung käme, wie wenn die Fabrikanten insgesammt sich der mechanischen Webstühle bedienen wollten, die Weber aber hiedurch in Noth und Verzweiflung gebracht würden; allein dies ist gar nicht der Fall. Die Weber, allerdings eine zahlreiche Klasse, welche viele Tausende zählt, die bisdahin nur kümmerlich ihr Brot verdienten, welche es hoffentlich, wenn dieser Zweig des Erwerbs einginge, wieder auf eine andere Weise verdienen würden und für welche zu sorgen, wenn sie wirklich in unverschuldete Noth kommen sollten, der Staat und die Gemeinden verpflichtet sind, - diese Klasse ist es wohl weniger, welche das Geschrey gegen die mechanischen Webereyen erhebt, als die zahlreichere (sic!) Klasse der Fabrikanten selbst (die sogenannten Tüchler). Natürlich ist es diesen Tüchlern ein Leichtes, von den unwissenden Webern Unterschriften zu erschleichen und sogar zu erzwingen, weil die Weber einsweilen von ihnen abhängig sind; allein die Hunderte von Tüchlern, d. h. kleinen Fabrikanten, die entweder sehr wenig oder häufig minder als kein Vermögen haben, welche die Hälfte der Zeit zu Wagen oder zu Fuss auf der Strasse und in Wirthshäusern zubringen und ihren erschlichenen Kredit meistens missbrauchen, um die Garnverkäufer durch wiederholte Accommodements zu schädigen, die gänzlich ausser Stande wären mechanische Webereyen zu errichten, weil es ihnen hierzu an den erforderlichen Fonds gebricht, diese bankerottirende Klasse ist es, welche der Einführung der mechanischen Webereyen entgegenstrebt.»

Bei dieser herben Ablehnung könnte die jahrhundertealte städtische Abneigung gegen die ländlichen Tüchler mitgespielt haben, deren Aufkommen man vergeblich zu unterdrücken gesucht hatte. Auch der Interessengegensatz zwischen jenen, die bereit waren, Fabriken aufzubauen oder dafür Kapital einzusetzen, und den Kleinfabrikanten, die sich dem widersetzten, wird in diesem Artikel deutlich sichtbar. Während es für den Verfasser

selbstverständlich ist, dass für notleidende Weber gesorgt werden müsste, verneint er die Existenzberechtigung der Tüchler und wünscht, dass diese verschwinden. Der Artikel der «Neuen Zürcher Zeitung» bestätigt jedenfalls den Eindruck, den der «Brand von Uster» erweckt, dass die Kleinfabrikanten die entschiedensten Gegner der mechanischen Webstühle waren, was von ihrem wirtschaftlichen Interesse her ohne weiteres verständlich ist. Es ist natürlich möglich, dass sich die Kleinfabrikanten bei der Brandlegung zurückhielten oder nicht erwischen liessen.

Die Sylvesternacht 1832, Lehren aus dem Brand von Uster

In den früheren Bildern hatte Stutz vor allem darnach gestrebt, seiner ersten «Hauptabsicht» zu dienen und Verständnis für die Maschinenstürmer zu erwirken. Er dürfte diesen Zweck erreicht und nicht wenig dazu beigetragen haben, dass die harten Urteile gegen sie bedauert wurden. Als 1839 die Konservativen wieder an das Ruder gelangten, amnestierten sie alle Brandstifter, die ihre Strafe noch nicht verbüsst hatten. Sicherlich war auch dies ein politischer Entscheid, der dem Landvolk, mit dessen Hilfe die Konservativen an die Macht gelangt waren, entgegenkommen wollte. Rellstenfelix hatte seine «Kettenstrafe», während der er aber doch tagsüber im Freien arbeiten konnte, überlebt. Er starb 1841[148].

Im Gegensatz zu den vorangegangenen Bildern sucht Stutz im letzten Akt, der im Vorwort angekündigten zweiten «Hauptabsicht» nachzukommen und den Landleuten begreiflich zu machen, dass die Brandstiftung von Uster einem auf ihre Unwissenheit zurückzuführenden «Irrwahn» entsprungen sei. Sein Sprachrohr ist dabei ein Fremder, den der Grossvater für eine Nacht bei sich aufnimmt. Er gibt sich am Schluss als Schulmeister von Lichtenau zu erkennen. Etwas störend wirkt für unser heutiges Empfinden der gestelzte Mischmasch von Schriftsprache und Mundart, in dem dieser Lichtbringer seine Aufklärung vorträgt.

Am Anfang des letzten Bildes schildert der «Grossvater» die traurige Lage seiner Grossfamilie. Sein Sohn Nöggli sitzt im Gefängnis. Seine Frau hat diesen Schlag nicht überlebt. Sie starb in der Gewissheit, dass Gott ihrem Nöggli verziehen habe. Seiner Schwiegertochter hatte die ganze Sache so zugesetzt, dass sie zeitweise nicht recht im Kopfe war. «'S Verdienstli, Alles liberments stoht still.» Das Haus, in dem der Grossvater geboren wurde, muss er mit der ganzen Familie wahrscheinlich in kurzer Zeit verlassen, seine Enkel müssen verdingt werden. Aber den Grossvater hält ein ungebrochenes Vertrauen in die Liebe Gottes und die Weisheit seiner Ratschlüsse aufrecht und gibt ihm die Kraft, seine Angehörigen zu trösten.

148 ZHA E III 10, 14; Egli, S. 48 gibt das Todesjahr unrichtig.

Dem «Fremden», der sich in Nebel und Schnee verirrt hatte, wird freundliches Gastrecht gewährt. Der Grossvater fragt ihn aber sogleich, ob er sich bei ihnen nicht fürchte. «Er werdet 's inne worde si wie 's z' Uster une g'gange -n-ist?» Der Fremde beruhigt ihn: «Wol han ich die Zit her so viel, ach ja so viel lieblosi Urtheil ghört, und zwar vo Lüte, die noh Bildig händ.» Man müsse aber den Ursachen der Tat auf den Grund gehen, und er wolle nur einen Punkt ins Auge fassen: «*Unwissenheit.* En böse, schröcklich böse Geist ... Finsternis und Nacht verhüllt syn Blick, und i der Meinig Guets z' thue, thuet er Böses.» Der Fremde plädiert dann in eindringlichen Worten für die Verbesserung des Schulwesens. Bedürfe nicht auch das Ackerfeld dauernder Pflege, damit es «nach Anlag guete Früchte bringe» und nicht verwildere. So sei es auch mit dem Geist des Menschen, der sorgfältig gepflegt und genährt werden müsse. «Das chann einzig nur durch angemessnen gueten Unterricht, in Schuel und Kirche müglich syn.»

Der Fremde

Auch sollen wir das Nöthigste
Noch aus der grossen Welthaushaltung kennen.
So wie der Bürger jede Einrichtung
In synem Dorf, in der Gemeinde kennt,
Und kennen soll, wie ein Nachbar zum andern,
Ein Dorf zum andern steht; so thuet es Noth,
Dass wir vorzüglich unser Vaterland,
Ja unsre ganze Erde nicht
Nur bloss allein dem Namen nach nur kennen.
Dann wird fürwahr uns manche Einrichtung
Im Staat, im Handel und Gewerb,
Kein unauflösbars Räthsel syn.
Und in der Noth weiss man sich dann wol auch
In jeder Hinsicht leichter Rath und That.
Stehn dem Gebildeten ja doch so viel
Hülfsmittel zue Gebot, wovon
Der Ungebildete nur gar Nichts weiss.
So gseht mä nu us dem, dass wahre Bildung
Dem Arme, wie dem Ryche nöthig ist,
Und dass es heilige Pflicht ist sie zue
Befördere wo Glegeheit sich zeigt.

Der Staat dürfe seine «Kinder» nicht in Unwissenheit aufwachsen lassen, «und dann wenn si us Unwissenheit Verbrecher werden, strafen?! -» Der Brand von Uster sei «ein trauriges Beispiel davon». Babel fällt dem Schulmeister von Lichtenau dann ins Wort und beklagt sich über die bisherigen Zustände in der Dorfschule. Sie müsse in einer Art dunklem Hühnerstall

gehalten werden, und die Kinder hätten gewiss nichts gelernt. Der Pfarrer habe «gern zwänzg mol gschriebe-n-i d' Stadt ie; mä söll auh helfe, 's sei e Strof. Dänn händ die Herre halt nu gsait: 'Morn dänn, morn dänn!'»

Der Fremde lädt dann seine Gastgeber und die anwesenden andern Angehörigen von Brandstiftern ein, ihr Herz auszuschütten. Nachdem sie sich über vieles im Zusammenhang mit der Brandstiftung beklagt hatten, erklärt er zu ihrer Überraschung: «Mir müend, ja müend Maschine ha - Und ohne Zwifel Webmaschine-n-auh.» Zu den Motiven der Maschinenherren meint er, «was Eim recht ist, cha mängsmol Viele-n-auh recht si» und sucht dies durch eine Parabel zu erläutern, die der Vorstellungswelt seiner Gastgeber angepasst ist:

Der Fremde

Es wäred zum Byspiel, zwei Dörfer da;
I beide wurd en Chleiderstoff,
Er wüssed, Züg zu Chleidre gmacht.
Die Eine hätted Alles guet
Igricht, dass sie viel schön're Waar,
Und auh viel wohlfeilre und finre Waar,
Mit eim Wort Alles besser mache chönnted.
Im andre Dorf wär 's aber so:
Sie hätted ihre Werkzüg so igricht,
Dass's schlechtere und thür're Waar müesst ge.
Jetz würd us jedem Dorf en Chrämer cho;
Der Eint hätt gute und wohlfeil,
Der Ander schlechte und sehr thüür.
Nu wele würded ihr uschrame dänn? -
Ih gsehn i d' Antwort richtig a.
Zum Andre saited ihr: «Lauf du sä wit
De Himmel bla ist mit dim Chram, mir chaufet's
Dem ab, wo 's wohlfeiler und besser hät.»
Nu ei Frag aber noh: Wenn euh
Der ander Chrämer, wie mä sait,
vo Hut und Haar nüt agah würd,
Euh dennoh zwinge wött, ihr müessted ihm
Vo sire schlechte Waar abneh?
Ihr saited halt, er wär en Narr.
Und darin hätted ihr vollkumme Recht.

Einige

Hä ja - de wär mi Seel nüd gschid.

Der Fremde

De Chrämer muss sie Waar ganz und'rem Pris
Verchaufe-n-und halt viel verspiele dra.
Wie *diese* fröhlih mit Gewinn hei chehrt, so chunnt
Der *Ander* trurig mit Verlurst.
Die Lüt sie rathe hin und her,
Und jameret erschröckelih;
Sie werded über jene Lüt,
Im andre Dorf, halt fürchterlich erbost,
Und rased: «Wenn doch nu de Blitz,
Und alle Wetter ihre Werkzüg wurden
Zertrümmere-n-und auf ewig würd zerstöre!»
Händ aber churz kein Bitze chönne mache;
Denn keine hät ehne z'befehle gha.
Die *Andere* händ glachet drab,
Und Geld verdienet Tag und Nacht,
Wo *diess* schier ganz um de Verdienst cho sind.
Vo dene Dorfbewohnre-n-Eine gseht,
Es ist nüt Anders z'mache-n-als wir müend 's
Prezis irichte wie 's *diess* händ,
Damit mä-n-eus, wie *Jene* d'Waar abnimmt,
Sonst göhnd wir in 're churze Zit ja z' Grund.
Ist das recht, oder nüd recht gsi von ihm??

Alle

De hät fürwohr e gueti Meinig gha.

Der Fremde

Das mein ich auh. Die Andre-n-aber händ
Die guet, guet Meinig nüd verstande gha,
Händ glaubt, er thüeg das nu us Eigenutz,
Warum? Es hät ehne-n-a Kenntniss gfehlt.
De Dorfbewohner opferet viel Geld,
Und richt si Werkzüg besser i;
Macht Arbeit - akerat wie *diess.* Das händ
Die *Andre*-n-aber schülih ungern gseh.
Jä druf gaht 's i dem Dörfli a - mä schreit:
«Herr Jesis! das ist eus're-n-Undergang!!»
Mä läuft zur Oberkeit - und hin und her,
Sie müess dem Ma befehle, dass er ja
Durchus kei solche Arbeit mache dürf.

Babel

Ä, das sind chätzers Nare gsi.

Friedli

Wart, Babel, wirsch scho gseh wie 's use chunnt.

Der Fremde

Wär das vo der Regierig wol chlueg gsi?? -

Alle

Hä nei - es hättet 's jo die Lüt dur das
Keis Höörli besser über cho;
Halt denn, die *Andre* hätted 's gmacht wie sie.

Der Fremde

Ja wol - zu dem hätt's aber Niemäd bracht.
Was hätted wol die Mensche sölle thue?

Alle

Sie hätted sölle luege d'Sach auh so
I z'richte wie-n-im andre Dorf,
Wil s'ehne doch nüd händ befehle chönne.

Der Fremde

Und glaubed ihr, sie hebed's tha?

Einige

E goppel auh! das hätt je Jede tho.

Babel

Jä emäl ich hätt gsait: «Chönnd har! mir wend 's
Jetz z' leid ha wie 's die Andre händ, sie müend
Nüd Geld verdiene-n-und mir keis.»
Und wenn mer 's Öpper hätt verwehre wölle,
Sä hätte ehn ich mi Seel bim Gschuppe gno,
Und ehn de rechte Weg verschrätzt.

Friedli

Nei Babel, Babel wie d' auh redst.

Der Fremde

So aber, händ 's die Lüt nüd gmacht.
Mä rott sih z'sämme-n-i der grösste Wueth -

Stürmt uff das Hus und uff die Werkzüg los -
Und rump und stump wird Alls verstört - -

Babel

Nei - das ist auh e grosse Strof!!! -
Jä dene hät mä sölle 's Löhnli ge.
Die händ jo minderg'kennt as chlini Chind -
Nei säged - ist das auh scho gscheh?? -

Der Fremde

Ja Frau! - das ist geschehen - wo? - *in Uster.*
(Pause)
Ihr süfzed - stirred - sind erstuhnt - -
Wie, glaubet ihr? - ist wol mis Glichniss wahr? -
Eis Dorf ist eus're Schwiz - und 's ander Dorf
Ist Engeland und andre Länder meh,
Wo gegewärtig Webmaschine sind.

Grossvater

O, guete Fründ! du redst so wahr!
Ach, Gott, dass du erst jetz erschine bist!

Mit dem Grossvater beklagen sich auch alle anderen, dass man nicht rechtzeitig mit ihnen so geredet habe. Der Schulmeister von Lichtenau bezweifelt, ob er vorher Gehör gefunden hätte, bedauert aber doch, dass die Regierung nicht mehr getan habe, um das Volk über die wahren Zusammenhänge aufzuklären, und ruft nochmals zum Kampf gegen den «bösen Geist der Unwissenheit» auf: «Es werde Licht!».

Stutz operiert hier nur mit dem einen Argument der internationalen Konkurrenzfähigkeit, wie übrigens auch der im volkstümlichen Tone gehaltene Aufklärungsartikel, den der «Republikaner» einige Tage vor dem Maschinensturm zur Beruhigung seiner Leser veröffentlicht hatte[149]. Die Parabel des «Fremden» ist längerfristig sicher zutreffend. Stutz dürfte sich aber durchaus Rechenschaft gegeben haben, dass er die damalige Konkurrenzsituation der schweizerischen Handweberei dramatisiert hat, lässt er den «Fremden» doch auch sagen, er wisse nicht, ob es mit der Einführung der mechanischen Weberei eile oder nicht.

Zu dieser Frage äusserten sich 86 Fabrikanten im Oktober 1830 in einer Bittschrift an die Regierung. Im Brandstifterprozess zitierte Schinz, einer der Offizialverteidiger, diese die volkswirtschaftliche Entwicklung richtig erfassende und voraussagende Petition, die von der Regierung «Massnahmen zum Schutze gegen die einem grossen Theile des Volkes drohende Ge-

149 Republikaner, 16. Nov. 1832.

fahr plötzlicher und gänzlicher Verarmung» forderte: «Mit den lebhaftesten Farben wurde das namenlose Unglück geschildert, dem ein so grosser Theil des Volkes ausgesetzt werde, damit einige Fabrikbesitzer auf Unkosten ihrer einem unabsehbaren Elend preisgegebenen Mitbürger sich grosse Reichthümer sammeln können. Es wurde nachgewiesen, dass unsere Handweberey mit den mechanischen Webereyen des Auslandes noch lange zu concurriren vermöge, und dass, wenn auch ein geringer, doch immer noch ein nothdürftiger Lebensunterhalt für den betreffenden Theil unsers Volkes darin zu finden sey, wenn nur die unbedingte Errichtung mechanischer Webereyen im Lande selbst wenigstens so lange nicht geduldet werde, als die absolute Nothwendigkeit derselben für die mögliche Concurrenz mit dem Auslande nicht offenbar vorliege; es wurde gezeigt, das eine solche Nothwendigkeit jetzt noch nicht vorhanden sey, und nur nach und nach eintreten werde, und dass demnach bey einem allmäligen Übergange auch die Mittel, statt der versiegenden wieder neue Erwerbsquellen aufzufinden, leichter zu entdecken, und sonach dem drohenden allgemeinen Elende von Tausenden allmälig vorzubiegen möglich seyn werde. Es wurde die schauerliche Wahrheit entwickelt, dass durch das unbedingte Errichten von Webemaschinen im Lande selbst das gefürchtete Übel allgemeiner Brodlosigkeit einer grossen Volksmasse plötzlich und schnell eintreten müsse, und dass dadurch tausende und aber tausende von Arbeitern zu der fürchterlichen Wahl hingedrängt werden, sich selbst und was ihnen auf Erden das Theuerste ist, ihre Weiber und Kinder, dem entsetzlichsten Elende, dem qualvollen Hungertode preisgegeben zu sehen, oder aber den Weg der Rechtlichkeit und Ehre zu verlassen, die Bahn des Verbrechens zu betreten, und dem Kerker und Blutgerüste entgegen zu gehen.»[150] Die Fabrikanten sprechen hier nur von den nachteiligen Folgen der mechanischen Weberei für die Heimarbeiter. Ihr eigenes, jenem der Handweber gleichgelagertes Interesse lassen sie unerwähnt.

Es lässt sich tatsächlich schwer vorstellen, wie eine rasche Einführung der mechanischen Weberei in gleich schneller und umfassender Weise neue Verdienstmöglichkeiten hätte schaffen können, wie sie seinerzeit der Siegeszug der Maschinenspinnerei für den nachgeordneten Arbeitsgang – die Handweberei – eröffnet hatte. Der Maschinensturm von Uster machte dann «weit herum ungeheures Aufsehen»[151], und verzögerte wahrscheinlich die Einführung der mechanischen Webstühle im Kanton Zürich. Corrodi & Pfister hatten «Anstände mit den Feuerversicherungsanstalten, deren Erledigung sich lange hinauszog. Schliesslich wurde das Gebäude doch wieder hergestellt, mit noch bessern Maschinen englischen Systems ausgerüstet, und 1837 der Betrieb wieder eröffnet.»[152]

150 KELLER, S. 158, das Original dieser Petition war nicht auffindbar.
151 JENNY, S. 887.
152 Ibid.

Die manuelle Herstellung auch von groben Geweben wie Calicot, die von mechanischen Webstühlen bereits hergestellt werden konnten, lieferte weiterhin noch ausreichenden Verdienst. «Der guten Geschäftslage ist es zu verdanken, dass die Handweber in den 30er Jahren die Konkurrenz der ausländischen Maschinenweberei noch wenig zu spüren bekommen. Immerhin beginnen schon in dieser Zeit die Löhne für grobe Weissbaumwolltücher zu sinken. Wer qualifiziert genug ist, der stellt auf Bunt- und Feinweberei um.»[153]

Nach den statistischen Angaben, die Meyer von Knonau liefert, hat die Handweberei weiter expandiert. Der Kanton Zürich habe 1827 etwa 12 000 Handwebstühle gezählt, 1842 hingegen etwa 17 000[154]. Mitte der vierziger Jahre waren immer noch ⅔ der Zürcher Handweber mit der Fabrikation von Calicot beschäftigt[155], so dass deren Zahl ungefähr konstant geblieben sein muss. Hatten es die Oberländer Weber nicht verstanden, die Schonfrist zur Umstellung auf eine andere Tätigkeit zu nützen oder war der Rückgang des Verdienstes doch nicht so gross, dass er dazu genötigt hätte? Es wäre möglich gewesen, mit Hilfe des Jaccard-Stuhles, der noch nicht maschinell betrieben werden konnte, auf bunte Gewebe umzustellen, wie dies im Kanton St. Gallen in den dreissiger Jahren geschah und dort zu einer späten Hochblüte der Handweberei geführt hatte. Schweizer, der Pfarrer von Wila, hatte schon 1831 auf die Möglichkeiten der Buntweberei aufmerksam gemacht und mit Recht darauf hingewiesen, dass die Impulse hiefür von den Exportkaufleuten ausgehen müssten[156].

Ein Teil der Zürcher Handweber hatte sich tatsächlich umgestellt. Oscar Haegi gelangte zur Auffassung, dass jenes Drittel von ihnen, das 1845 nicht Calicot herstellte, vor allem bunte Gewebe produzierte. Er schliesst dies aus dem Umstand, dass Zürcher Fabrikanten nach Lichtensteig gingen, dem wichtigsten Markt für Buntgewebe[157]. Auch Meyer von Knonau berichtete anfangs der vierziger Jahre, dass im Kanton einfache farbige Gewebe hergestellt wurden[158]. Eine gemeindeweise Statistik, die Martin Salzmann aufgrund offizieller Akten erstellt hat, zeigt deutlich, dass der flachere Teil des Zürcher Oberlandes, zum Beispiel die Gemeinden Gossau, Wetzikon und Grüningen, ganz überwiegend zur Buntweberei übergegangen waren, während in den gebirgigeren Gegenden weniger als ⅓ der Handweber bunte Gewebe herstellten[159].

Es ist nicht leicht festzustellen, wie sich der Verdienst der Calicotweber in den Jahren nach dem Maschinensturm entwickelte. Erich Gruner hat ei-

153 Braun II, S. 32.
154 Meyer von Knonau, 2. Aufl., 1. Bd., S. 302.
155 Haegi, S. 69.
156 Schweizer, S. 17f.
157 Haegi, S. 68f.
158 Meyer von Knonau, 2. Aufl., Bd. 1, S. 302.
159 Salzmann, S. 152ff.

ne Statistik anfertigen lassen, die den durchschnittlichen Lohn der Textilarbeiter gesamthaft erfasst, der zwischen 1830 und 1850 um fast 20% gestiegen sein soll[160]. Über die Lohnentwicklung in der Calicotfabrikation lassen sich daraus natürlich keine bestimmten Schlüsse ableiten. Meyer von Knonau notierte 1842 einen Handweberlohn von wöchentlich 16 Batzen, also einem Gulden[161], was ungefähr dem Lohn eines tüchtigen Webers im Frühjahr 1831 entsprach, als der Verdienst schlecht war. Salzmann, der aufgrund der wöchentlichen Handelsberichte des Winterthurer «Landboten» die Löhne der Calicotweber für die zweite Hälfte der vierziger Jahre errechnete, kommt für 1845 ebenfalls auf etwa einen Gulden wöchentlich[162]. In den späteren vierziger Jahren kam es dann infolge der Missernten von 1845 und 1846 zu einer schweren Krise, die das Ende der Calicot-Handweberei einleitete[163].

Aufgrund der Angaben von Pfarrer Schweizer aus dem Jahre 1831 haben wir 30 Schillinge oder ¾ Gulden als Existenzminimum betrachtet[164]. Die Lebenshaltungskosten verminderten sich zwischen 1830 und 1840 um 9% und stiegen dann bis 1845 wieder um 1% an[165]. Der Verdienst reichte also bis 1845 aus, um den Existenzbedarf zu decken. Dies macht es besser verständlich, warum viele Handweber bis in die zweite Hälfte der vierziger Jahre beim Calicot ausharrten. Das Existenzminimum ist allerdings eine variable Grösse und hat sich im Laufe der letzten zweihundert Jahre nach oben verschoben.

Während die Calicotweberei in den 1820er Jahren noch reichlichen und «leichten» Verdienst bot und dadurch viele Arbeitskräfte anlockte, gehörte sie in den 1840er Jahren zu den schlechtbezahlten Arbeiterberufen. In der Fabrikindustrie hatte die erhöhte Produktivität der Maschine bereits auch zu höheren Arbeiterlöhnen geführt. Ein Spinnereiarbeiter und eine Zettlerin in einer mechanischen Weberei verdienten zum Beispiel zwei Gulden wöchentlich, also doppelt so viel, wie ein Calicotweber zur gleichen Zeit und etwa gleichviel, wie dieser in seinen guten Jahren erhalten hatte[166]. Dessen Lohn war also nicht nur zurückgegangen, sondern im Vergleich mit dem Verdienst anderer Berufe hatte sich sein sozio-ökonomischer Status noch deutlicher verschlechtert. Verschiedene Autoren sprechen, ohne Zah-

160 Gruner, S. 140.

161 Meyer von Knonau, 2. Aufl., Bd. 1, S. 303.

162 Salzmann, S. 249ff. Für einen selbständigen Weber errechnet er einen Wochenverdienst von 72 Schillingen. Bringt man für die unselbständigen Heimarbeiter noch eine Verdienstmarge von 30 Schillingen des Fabrikanten für Unternehmerarbeit, Kapitalzins, Risiko usw. in Abzug, wie sie Schweizer, S. 4, als ausreichend bezeichnet, verbleiben dem unselbständigen Handweber noch wöchentlich 42 Schilinge oder 1 Gulden und 2 Schillinge.

163 Haegi, S. 69ff.; Salzmann, S. 146ff.

164 Schweizer, S. 2 und 6f.

165 Gruner, S. 137; vgl. Brugger, S. 300f.

166 Meyer von Knonau, 2. Aufl., 1. Bd., S. 303.

len zu nennen, von einem völlig ungenügenden Verdienst der Calicotweber, wobei es allerdings nicht ausgeschlossen ist, dass damit auch die Eliminierung der Handweber durch die Maschine in ein günstigeres Licht gerückt werden soll.

In der wissenschaftlichen Literatur wird meist die Auffassung vertreten, dass eine raschere Einführung des mechanischen Webstuhls im Hinblick auf die Verdienstmöglichkeiten der Arbeiter erwünscht gewesen wäre und die Brandstiftung von Uster mit ihrem Verzögerungseffekt für diese nachteilige Folgen gehabt habe. Aus dem Munde der Handweber kam tatsächlich «mancher Notschrei»[167] nach Errichtung von mechanischen Webereien. Es ist durchaus möglich, scheint uns aber nicht unbedingt festzustehen, dass der Maschinensturm von Uster sich auf die Verdienstmöglichkeiten der Arbeiter ungünstig auswirkte. Die dreissiger und vierziger Jahre waren aber doch auch für die Schweiz eine Zeit gehemmten Wachstums. Zudem produzierte eine Arbeitskraft mit Hilfe des Maschinenstuhls viermal mehr als auf dem Handwebstuhl, so dass höchstens jeder vierte durch die Maschine brotlos gewordene Handweber sofort Verdienst in einer mechanischen Weberei fand. Ausserdem wurden für die mechanische Weberei, die körperlich nicht stark beanspruchte, vor allem weibliche Arbeitskräfte gesucht[168]. Die Zeit nach 1850, als sich dann die mechanische Weberei doch durchsetzte, war hingegen eine Periode beschleunigten Wachstums, während der es leichter fiel, die arbeitslos gewordenen Handweber neu zu beschäftigen.

Der Schluss des «Brandes von Uster» bringt ein Bekenntnis des Schulmeisters von Lichtenau zu Freisinn und Schulreform:

Der Fremde

Der erste Tag von Uster ist fürwahr
Das Morgenroth von einer bess're Zyt,
Und wenn 's jetz Mängem noch so dunkel schynt.
Denn lueged, lueged, d'Schuel wird neu!!
Wird Gottesfurcht und kindlich reiner Glaube
Darinn gepflanzt und treu gepflegt,
(Was sicher nüd usblibe wird)
Dann wird fürwahr nur Glück und Heil
Erblüehn für 's ganze Vaterland!

Der Schulmeister von Lichtenau schläft dann auf der Ofenbank. Stutz bemerkt dazu, er sehe im Traum «en neue Himmel und e neui Erde».

167 Braun II, S. 33.
168 Jenny, S. 885.

Zusammenfassung und abschliessende Bemerkungen

Unsere Neugier, über den Brand von Uster Näheres zu erfahren, wurde durch das gleichnamige Theaterstück von Jakob Stutz geweckt, in dem als *Brandstifter fast ausschliesslich Fabrikanten* auftreten und nicht etwa Handweber, wie man ganz selbstverständlich anzunehmen gewohnt ist. Die erste Frage, ob Stutz ernst zu nehmen sei, konnte durchaus positiv beantwortet werden. Er selbst erhebt ausdrücklich den Anspruch «getreu nach der Natur» zu zeichnen, und die Kritiker bestätigen, dass ihm dies in hohem Masse gelungen sei. Besonders wertvoll ist dabei das Zeugnis eines Zürcher Oberländer Zeitgenossen von Stutz, der ihm bescheinigt, er habe sich «in die letzten Heimlichkeiten des Gebirgsvolkes am Hörnli und am Bachtel, dem er selbst angehörte, eingelebt», und es mit *«photographischer» Genauigkeit* dargestellt. Da Stutz vor dem Maschinensturm von Uster ein Jahrzehnt lang sein Brot als Handweber verdiente, kannte er zudem die Verhältnisse in der Heimindustrie aus eigener Erfahrung und von innen heraus. Auf alle Fälle schien uns das eher ungewöhnliche Vorgehen erlaubt, den «Brand von Uster», *eine der seltenen Selbstdarstellungen der Unterschichten,* als historische Quelle zu behandeln und in das *Zentrum unserer Untersuchung zu rücken.* Wir haben uns auch nicht gescheut, dem Leser mit Hilfe von Zitaten und Ausschnitten aus dem «Brand von Uster» die einfachen Landleute, über die wir sonst fast nur aus Statistiken etwas wissen, als Menschen aus Fleisch und Blut vorzuführen. Das «Zeitgemälde» von Jakob Stutz ist natürlich, auch wenn es im allgemeinen und besonders in seiner Menschendarstellung als sehr zuverlässig bezeichnet wird, wie jede andere Quelle mit der nötigen kritischen Distanz zu verwerten.

Bei unseren Bemühungen, die soziale Herkunft der Brandstifter von Uster zu ermitteln und ihre Motive zu verstehen, ergab sich ein deutlicheres, von heute üblichen Vorstellungen abweichendes Bild von den Fabrikanten im Zeitalter der Heimindustrie. Der Eindruck verdichtete sich, dass eine *grosse Zahl von ländlichen Verlegern oder Kleinfabrikanten die Produktion von Geweben in den Händen hielt.* Die meisten dieser «Tüchler», wie sie der Volksmund nannte, entstammten der Heimarbeiterschicht und blieben ihr in ihrem Denken und Fühlen nahe verwandt. Der Schritt vom unselbständigen Heimarbeiter zum Kleinverleger war auch ohne Eigenkapital möglich. Nach der Darstellung von Stutz ist zu vermuten, dass die Familien dieser Kleinfabrikanten weiterhin Tücher – vor allem Calicot – gewoben hatten. Die meisten Kleinverleger kamen mehr schlecht als recht über die Runden und waren vielfach verschuldet.

Im «Brand von Uster» werden fast alle Heimarbeiter – die Hauptpersonen des Stückes – nachdem sie vom Spinnen zum Weben umgesattelt haben, kleine Fabrikanten. Der Heimarbeiter Heiri bewegt sich völlig gleichberechtigt in ihrem Kreise. *Der soziale Graben verläuft nicht der Klassen-*

grenze nach, also zwischen dem Fabrikanten und seinen Arbeitern, sondern zwischen jenem und dem Kaufmann in Zürich. Um die Realität im Jahrhundert der Heimindustrie von 1750 bis 1850 zu verstehen, wird man also vom Denken in Klassengegensätzen etwas Abstand nehmen müssen.

Der Toggenburger Fabrikant Ulrich Bräker spricht, auch nachdem er seine Schulden abschütteln konnte und über den Status eines Kleinunternehmers hinausgewachsen war, von «meinem Handelsherrn» in St. Gallen oder einfach von «meinem Herrn» – ein Titel, der einiges aussagt über die sozio-ökonomische Struktur jener Zeit.

Der zitierte Artikel der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 9. Oktober 1830 bezeichnet die ländlichen Verleger als «bankerottierende Klasse» und bestätigt damit den «Brand von Uster», der die missliche Lage der Kleinverleger schildert. Nach diesem Artikel zu schliessen, waren, wie im Theaterstück von Stutz, *nicht die Heimarbeiter, sondern die Fabrikanten die treibende Kraft im Kampfe gegen den mechanischen Webstuhl* und wiegelten die Handweber gegen ihn auf. *Die Prozessakten belegen aber, dass die Brandstifter mit wenig Ausnahmen keine Handweber waren.* Für den vom Gericht als Haupturheber betrachteten Rellstenfelix findet sich in den Gerichtsakten leider keine oder doch keine eindeutige Berufsbezeichnung. Der «Anführer» war vermutlich ein Fabrikant, dem es materiell recht gut ging und der befürchtete, die Webmaschinen könnten ihn seines Einkommens berauben. Stutz, der ihn gut kannte, lässt von ihm berichten, er habe sich während des Maschinensturmes «wie letz im Kopf» und «wie ein wildes Tier» benommen. Vor allem aber die Verteidigung von Jonas Furrer, der mit überzeugenden Argumenten für die Unzurechnungsfähigkeit von Rellstenfelix plädierte, berechtigt zur Annahme, *der Anführer der Brandstifter habe in geistiger Verwirrung gehandelt.* Auch wenn die Urheber der Tat, entgegen dem Eindruck, den Stutz vermittelt, vermutlich mit Ausnahme des Anführers keine Kleinfabrikanten waren, so ist doch damit die Vermutung nicht widerlegt, diese könnten die geistigen Urheber des Maschinensturmes sein.

Das «Zeitgemälde» von Jakob Stutz bestätigt die im Menschen tiefsitzende Abneigung gegen die Maschine. Die noch stark in religiösen Vorstellungen denkenden Landleute im «Brand von Uster» empfinden sie als *Teufelswerk.*

Stutz vermittelt noch eine Reihe weiterer wichtiger Einblicke in das Leben, Denken und Fühlen der unteren Volksschichten. *Ihr Bildungsstand war tiefer,* als wir anzunehmen geneigt sind. Die grosse Mehrzahl kann nicht lesen, und auch die *Kleinfabrikanten,* die Stutz uns vorführt, *sind Analphabeten.* Nur Felix ist mit Mühe imstande, etwas zu lesen. Im ersten Bild des «Brandes von Uster» werden Nöggli und seine Geschwister davon abgehalten, die Schule zu besuchen, damit sie zu Hause spinnen können. Nöggli lässt aber später seinen Sohn Jokebli zur Schule gehen, und er sowie

die übrigen Kleinfabrikanten freuen sich, dass der Knabe ihnen den Aufruf zum Ustertag vorlesen kann. Die Kinder werden gerade auch in guten Zeiten zur Heimarbeit angehalten, und es gab glänzende Jahre, in denen die Familie sicher nicht auf den Verdienst aus Kinderarbeit angewiesen war. Es wäre aber verfehlt, hier eine Schuldfrage aufwerfen zu wollen, denn die *Kinderarbeit war ganz selbstverständlich aus den vorindustriellen Zeiten übernommen* worden und wurde erst durch die Verwendung von Kindern in den Fabriken ad absurdum geführt. Der Widerstand dagegen wurde zwar bekanntlich von philanthropisch gesinnten Menschen aus oberen Bevölkerungsschichten gegen den Willen der Eltern und Fabrikanten geführt, im «Brand von Uster» sehen und beklagen aber die Kleinfabrikanten doch die Nachteile der Kinderarbeit in feuchten Webkellern – das betraf auch ihre eigenen Kinder – und in Spinnereifabriken.

Von einem *politischen Bewusstsein der Hauptpersonen im «Brand von Uster» kann kaum gesprochen werden;* man erhält deutlich den Eindruck einer *Untertanengesinnung.* Sie scheinen überhaupt nicht gewusst zu haben, dass die Frage ihrer Mitsprache in öffentlichen Angelegenheiten in einem für sie günstigen oder ungünstigen Sinne gelöst werden konnte.

War der Verdienst gut, dann war für sie die Regierung in Ordnung, war er hingegen schlecht, dann trug diese die Schuld. Als ein ehemaliger Dorfvorsteher der Helvetik zum Widerstand gegen die Regierung von 1814 aufrief, die die Landleute wieder politisch weitgehend entrechtet hatte, wurde er von den angehenden Kleinfabrikanten des «Brandes von Uster» als «Narr» belächelt. Wer wolle denn etwas gegen die Regierung unternehmen, solange es einen Taler am Stück Calicot zu verdienen gebe! 1830 hingegen waren die Fabrikanten erbittert gegen die Regierung, weil sie die Webmaschinen nicht verbot. Dies allein veranlasste sie, die Volksversammlung von Uster zu besuchen. Nach der Rückkehr erzählen sie dann allerdings von einem grossen Erlebnis. Die neuen politischen Parolen hatten in ihnen doch Ahnungen wachgerufen. Nach dem Bilde, das Stutz von ihnen zeichnet, scheint es jedoch unumgänglich gewesen zu sein, die Landleute, die während Jahrhunderten Untertanen gewesen waren, *über den Umweg der indirekten Demokratie zu einem politischen Bewusstsein zu erwecken.*

Der «Brand von Uster» von Jakob Stutz umspannt ein wichtiges Vierteljahrhundert der schweizerischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte und erlaubt Ausblicke auf das ganze Jahrhundert der Heimindustrie, das im Kanton Zürich bis etwa 1850, in anderen Kantonen noch länger dauerte. Im ersten Bilde sind die Hauptpersonen des «Brandes von Uster» noch Handspinner, stehen also noch in der ersten Phase der Heimindustrie, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts in grossem Massstab eingesetzt hatte und *für die ländlichen Unterschichten den entscheidenden und grössten Sprung auf dem Wege zu einem besseren materiellen Dasein bedeutete.* Rudolf Braun schreibt, dass die Anfänge der Zürcher Oberländer Industrie vor dem

«grauenerregenden Hintergrund» des Dauerelends gesehen werden müssen, in dem diese Schichten bis anhin gelebt hatten[169]. Markus Mattmüller untersuchte die kümmerlichen Lebensbedingungen der ländlichen Unterschichten im schweizerischen Kornland, die von der bäuerlichen dörflichen Oberschicht mehr oder weniger ausgebeutet und unterdrückt wurden[170]. Die Heimindustrie sei für diese Menschen ein «Segen des Himmels» gewesen[171]. An anderer Stelle schreibt Mattmüller, dass «die Industrialisierung den Lebensstandard der Unterschichten im 18. Jahrhundert wesentlich gehoben» habe[172].

Das Aufkommen der Heimindustrie ist gleichbedeutend mit dem *Übergang zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen.* Das hiess auch, dass nun nicht mehr auf Bestellung produziert wurde, wie dies beim Handwerker der Fall ist, sondern für den anonymen Markt, und dass die Preise nicht mehr von den Produzenten im Rahmen der Zunftreglemente festgesetzt werden konnten. Die Preisbindung war nun vielmehr dem Spiel von Angebot und Nachfrage unterworfen. Die damit verbundenen Preisschwankungen wären aber offensichtlich zu verkraften gewesen, wenn der Wirtschaftskreislauf nicht immer wieder durch exogene Krisenfaktoren wie Missernten, Kriege und Revolutionen schwer gestört worden wäre. Die Krisen wurden zweifellos verschärft, indem Bauern und Händler die Missernten nach Möglichkeit auszunützen suchten und die Preise in die Höhe trieben. In den Selbstbiographien von Ulrich Bräker und Jakob Stutz werden die Bauern deswegen getadelt. Es ist bekannt, welche Entrüstung im Ersten Weltkrieg der erste Versuch des Bundes, Höchstpreise für Lebensmittel festzusetzen, noch bei den schweizerischen Bauern hervorrief. Sie konnten nicht verstehen, wieso der Bundesrat dem «Naturgesetz von Angebot und Nachfrage» in den Arm falle.

Auch die schweren, aber kurzen Kriseneinbrüche wären von Heimarbeitern und Fabrikanten zu überbrücken gewesen, wenn sie es verstanden hätten, in Zeiten glänzenden Verdienstes für Notjahre etwas beiseite zu legen. Wie Stutz schreibt, lebten sie dann jedoch in «Saus und Braus» und gaben den ganzen Verdienst für Essen, Trinken, Kleider und Vernügen aus.

Sowohl bei den Preistreibereien der Bauern und Händler in Mangelzeiten, als auch beim *Unvermögen der Heimarbeiter und Kleinfabrikanten, bei gutem Verdienst zu sparen,* handelte es sich um tief verwurzelte Verhaltensmuster, die nicht leicht geändert werden konnten, auch wenn die Pfarrherren immer wieder auf die Heimarbeiter einwirkten, sie sollten in guten Zeiten doch für Notjahre sparen. Man wird wohl auch nicht ausser acht lassen dürfen, dass die unsichtbare Gegenwart des Todes von diesen Men-

169 Braun I, S. 36.
170 Mattmüller, Bauern und Tauner.
171 Mattmüller, Die Schweiz im 18. Jh., S. 31.
172 Mattmüller, Bevölkerungswelle, S. 403f.

schen noch viel deutlicher empfunden wurde, als von den Menschen unserer Zeit, die mit einer höheren Lebenserwartung rechnen können, und dass sie sich daher des Lebens freuten, solange «noch das Lämpchen glühte». Auch den naiven Glauben der Heimarbeiter, es werde nun immer so weiter gehen, wenn der Verdienst wieder einmal ausgezeichnet war, dürfen wir kaum belächeln, denn die Menschen des 20. Jahrhunderts verhielten sich in Zeiten der Hochkonjunktur vielfach noch ähnlich.

Die Fabrikanten, die kein oder nur wenig Kapital besassen, wären natürlich nicht in der Lage gewesen, die Krisenstösse aufzufangen. Hingegen war dies bis zu einem gewissen Grade den Grossfabrikanten und den Handelsherren möglich, sofern sie über genügend Kapital verfügten. Sie liessen tatsächlich in schlechten Zeiten, wenn der Verkauf stockte, vielfach weiter fabrizieren und füllten ihre Lager. Dieses Verhalten trug dazu bei, Notlagen etwas zu mildern, indem Verdienstmöglichkeiten offen gehalten wurden, lag aber auch im Interesse der Handelsherren. Nicht nur konnten sie dadurch ihren Produktionszweig für bessere Zeiten über Wasser halten, sondern sie durften mit einiger Sicherheit damit rechnen, dass die Preise wieder einmal anziehen würden und sie dann ihr Lager mit Gewinn verkaufen konnten. *Das war die Möglichkeit, im Rahmen der Handweberei grössere Profite zu erzielen!* Dieses volkswirtschaftlich nicht ungünstig zu beurteilende spekulative Verhalten suchten selbständige Heimarbeiter nachzuahmen, nur waren ihre Grenzen dabei selbstverständlich viel enger gesteckt.

Die Handelsherren hatten noch eine andere wichtige Funktion zu erfüllen. Viele europäische Staaten suchten nach den napoleonischen Kriegen ihre Wirtschaft durch Zollmauern und andere Restriktionen gegen die Einfuhr englischer, aber auch schweizerischer Gewebe abzusichern. Dem schweizerischen Export wurden so immer wieder Absatzkanäle verstopft, ohne dass der Bund politisch in der Lage gewesen wäre, durch Gegenmassnahmen in den Einfuhrländern Zollsenkungen zu erwirken. Mit zäher Wendigkeit gelang es aber dem schweizerischen Handel, aus der Not eine Tugend zu machen, auf aussereuropäische Märkte auszuweichen und schliesslich eine *weltweite Absatzorganisation aufzubauen.*

Die schweizerische Heimindustrie hatte schon während des Siebenjährigen Krieges «goldene Zeiten» erlebt. Ab 1790 begannen die Handspinner dann die Konkurrenz des Maschinengarnes zu spüren, auch störten eine Reihe von Kriegen den internationalen Textilhandel. Im ersten Bild des «Brandes von Uster», das Stutz in das Jahr 1807 datiert, empfinden die Handspinner ihren Verdienst noch als durchaus befriedigend, auch wenn er nicht mehr so gut war wie in früheren Zeiten. Das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts brachte dann den Zusammenbruch der Handspinnerei in unserem Lande. Das billigere und in viel grösseren Mengen produzierte Maschinengarn eröffnete aber gleichzeitig neue Beschäftigungsmöglichkeiten

in der nachgelagerten Handweberei. Nach dem Zusammenbruch der Kontinentalsperre, vom Spätjahr 1813 bis in das Jahr 1816, konnte es gar nicht genug Handweber geben. Ein Indikator dafür ist der ungewöhnlich hohe Lohn, der ihnen geboten wurde. Wir sind hier bereits in der Zeit, über die Stutz in seiner Selbstbiographie, aber auch im «Brand von Uster» genaue Angaben macht. Im zweiten Bild seines «Zeitgemäldes», das 1814 spielt, haben die Handspinner des ersten Bildes bereits den Übergang zur Handweberei vollzogen und sind dabei, sich selbständig zu machen. Für ein Stück Calicot erhielt der Heimarbeiter damals «einen Thaler bis drei Gulden». Bei einem Stücklohn von drei Gulden verdiente ein tüchtiger Weber *fast achtmal soviel als das Existenzminimum.*

Die Weber hatten sich an einen höheren Lebensstandard gewöhnt, als die durch Misswachs ausgelöste Hungerkrise von 1816/17 sie überfiel und sie in schwere Not gerieten. Die schweizerische Handweberei erholte sich jedoch rasch wieder von diesem Rückschlag und expandierte weiter bis ungefähr 1835, den Heimarbeitern auf alle Fälle in den zwanziger Jahren noch «reichlichen Verdienst» bietend.

In diesem Jahrzehnt vollzog sich im Zürcher Oberland ein tiefgreifender Wandel. Gemessen an seinen Verdienstmöglichkeiten, war es bisher übervölkert gewesen. *Im Zeichen einer ungewöhnlichen, anhaltenden Konjunktur der Handweberei wurde es nun erstmals in seiner Geschichte zum Einwanderungsland für «Fremdarbeiter».* Der ausgezeichnete und «leichte» Verdienst in der Handweberei zog die Arbeitskräfte magnetisch an. In die Lücken, die dadurch in den handwerklichen Berufen entstanden, strömten «tausende» von ausländischen Gesellen ein, vor allem «Schwaben und Tiroler».

Der säkulare Aufstieg der ländlichen Unterschichten, der in dem Augenblicke eingesetzt hatte, als sie Arbeiter werden konnten, hielt auch nach 1835 an. Eine Statistik, über die wir seit einigen Jahren verfügen, zeigt, dass im Zeitabschnitt von 1830 bis 1875 der Reallohn der Schweizer Arbeiter einen markant steigenden Trend aufwies[173]. Die sich damals vollziehende Umstellung von der Heim- zur Fabrikarbeit, mit der damit verbundenen sozialen Entwurzelung und der Einordnung in einen von der Maschine bestimmten Produktionsrhythmus, verursachte aber bei den davon Betroffenen eine schwere psychische Krise. Der Übergang von der Heim- zur Fabrikindustrie war wohl in sozio-psychologischer Hinsicht die schwierigste Phase des Industrialisierungsprozesses, und gerade die Heimarbeiter, die Calicot woben, gerieten auch materiell in eine immer bedrängtere Situation. *Unter dem Druck der maschinellen Konkurrenz sank ihr Lohn in den vierziger Jahren bis nahe an das Existenzminimum ab.* In der wissenschaftlichen Literatur wird meistens angenommen, dass ein früherer Übergang

173 GRUNER, S. 137 und 140.

zur maschinellen Weberei, der durch den Maschinensturm von Uster verzögert worden war, im Interesse der Arbeiter gelegen hätte. So wie die Hungerkrise von 1816/17 der Handspinnerei den Todesstoss versetzt hatte, verkürzte die ebenfalls durch Missernten ausgelöste Krise der Jahre 1845–1848 die Agonie der Calicot-Handweberei.

Da die Zukunft der Fabrik und nicht der Heimarbeit gehörte, ist es verständlich, dass sich die Wirtschaftshistoriker, die sich mit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts befassten, besonders für die Anfänge der maschinellen Produktion interessierten. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die sozio-ökonomische Realität jener fünfzig Jahre noch deutlich im Zeichen der Heimindustrie und nicht der Fabrik stand. Der Übergang zur maschinellen Garnproduktion hat zwar der Handweberei zweifellos starke Impulse gegeben. Es leuchtet aber ein, wenn Béatrice Veyrassat als *treibende Kraft des schweizerischen Industrialisierungsprozesses die Handweberei* bezeichnet[174]. Diese bietet aufgrund der Zürcher Verhältnisse, die wir untersucht haben, ein eigenartiges Bild: Schon im 18. Jahrhundert durch die Erfindung des mechanischen Webstuhls zum Tode verurteilt, ihre Arbeiter zuerst längere Zeit reichlich, schliesslich aber nur noch kärglich ernährend, mit einer übersetzten Fabrikantenschicht, die immer etwas serbelte und von der eine grössere Zahl wahrscheinlich Analphabeten waren, hat sie im 19. Jahrhundert eine weltweite Absatzorganisation aufgebaut, die vom Maschinenzeitalter übernommen werden konnte, hat den Industrialisierungsprozess so weit vorangetrieben, dass er nach ihrem Ende unter eigenem Dampf weiterfahren konnte, und hat so wichtige Grundlagen des heutigen Volkswohlstandes gelegt.

Quellen und Darstellungen

1. Quellen	in Anmerkungen abgekürzt:
a) ungedruckte Quellen	
Staatsarchiv Zürich	ZHA
Familienregister Bäretswil, Familie des Hans Felix Egli im Rellsten, Nr. 115, S. 499	E III 10, 14
Petitionen zur Verfassungsrevision von 1830/1831	K III 258
Briefwechsel der Regierung mit den Statthaltern im Zusammenhang mit dem Brand von Uster	M I a, 1
Auszug aus einem Bericht des Regierungscommissariates in Sternenberg an das Kantonalhülfscomité, 10. Mai 1847	N 69 4 fasc. 1, Nr. 19
Protokoll des Obergerichtes zum Brand von Uster	YY 25 3 und 4
Zentralbibliothek Zürich	ZHZB
Nachlass von Jakob Stutz, Tagebücher	N 609–612

174 VEYRASSAT, Vorwort.

b) gedruckte Quellen

Appenzellisches Monatsblatt, Trogen, Nr. 4, April 1837	Appenzellisches Monatsblatt
Bericht über einige Industrieverhältnisse im Kanton Zürich vom 31. Mai 1833, von einer hierfür eingesetzten Kommission	Bericht über Industrieverhältnisse
Bowring John, *Bericht an das englische Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz,* Zürich 1837	Bowring
Der Briefwechsel von Landammann G. J. Baumgartner, St. Gallen, mit Bürgermeister J. J. Hess, Zürich, herausgegeben von Emil Spiess, 2 Bde., St. Gallen 1972	Briefwechsel Baumgartner–Hess
Eine politische Korrespondenz aus der Regenerationszeit. Bürgermeister J. J. Hess von Zürich und Karl Schnell von Bern, 1. Hälfte, herausgegeben von Hans Bloesch, in: *Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft,* begründet von Carl Hilty, Bern, Jahrgang 1911	Briefwechsel Hess–Schnell
Escher Heinrich, *Erinnerungen seit mehr als sechszig Jahren,* 2 Bde., Zürich 1867	Escher
Hirzel Johann, *Rede über den physischen, öconomischen und sittlich-religiösen Zustand der östlichen Berggemeinden des Cantons Zürich,* Zürich 1816	Hirzel
(Keller Friedrich Ludwig), *Die Brandstiftung von Uster am 22. November 1832,* Beiheft zur *Monatschronik der zürcherischen Rechtspflege,* Zürich 1833	Keller
Meyer von Knonau Gerold, *Der Kanton Zürich, historisch, geographisch, statistisch geschildert,* St. Gallen und Bern 1834	Meyer von Knonau, 1. Aufl.
Meyer von Knonau Gerold, *Der Canton Zürich, historisch-geographisch-statistisch geschildert,* 2 Bde., St. Gallen und Bern 1844	Meyer von Knonau, 2. Aufl.
Neue Zürcher Zeitung	NZZ
Schweizerischer Republikaner, Zürich	Republikaner
Schweizer Ludwig Jakob, *Über den zunehmenden Verdienstmangel in den östlichen Gemeinden des Cantons Zürich,* Zürich 1831	Schweizer
Sigg Johann, *Der Brand in Uster am 22. November 1832,* Zürich 1833	Sigg
Stimmen über die Noth in den östlichen Gegenden des Kantons Zürich, o.O.u.J. (1831)	Stimmen
Stutz Jakob, *Der Brand von Uster oder: die Folgen verabsäumter Volksaufklärung in Wort und That. Ein Zeitgemälde. 3. Teil der Gemälde aus dem Volksleben nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart,* Zürich 1836	Stutz, «Brand von Uster»
Stutz Jakob, *Sieben Mal sieben Jahre aus meinem Leben.* Als Beitrag zu näherer Kenntnis des Volkes, Pfäffikon, 1853	Stutz, Selbstbiographie
Stutz Jakob, *Tagebücher 1827–1831,* bearbeitet von David Meili, Wetzikon 1976	
Auszug aus der Überweisung des Staatsanwaltes an das Criminal-Gericht hinsichtlich der Vorfälle vom 22. November in Uster, Zürich (1832)	Ulrich
Vorschlag zur Unterstützung des Fabrikwesens im Kanton Zürich, o.O.u.J. (1831)	Vorschlag

2. Darstellungen

a) ungedruckte Darstellungen

VEYRASSAT BÉATRICE, *Négociants et fabricants dans l'industrie suisse du coton. Aux origines financières de l'industrialisation en Suisse, 1760–1840,* noch nicht gedruckte Genfer Dissertation — VEYRASSAT

b) gedruckte Darstellungen

BERGIER JEAN-FRANÇOIS, *Naissance de la Suisse industrielle,* Bern 1974 — BERGIER

BERLEPSCH HERMANN ALEXANDER, *Schweizerkunde. Land und Volk übersichtlich dargestellt,* 2. umgearbeitete Auflage, Braunschweig 1875 — BERLEPSCH

BODMER WALTER, *Schweizerische Industriegeschichte, Die Entwicklung der schweizerischen Textilwirtschaft im Rahmen der übrigen Industrien und Wirtschaftszweige,* Zürich 1960 — BODMER

BRAUN RUDOLF, *Industrialisierung und Volksleben, Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800,* Diss., Winterthur 1960 — BRAUN I

BRAUN RUDOLF, *Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert (Zürcher Oberland),* Erlenbach-Zürich und Stuttgart 1965 — BRAUN II

BRUGGER HANS, *Statistisches Handbuch der schweizerischen Landwirtschaft,* Bern 1968 — BRUGGER

BÄCHTOLD FELIX, *Der Brand von Uster 1832,* in *Zürcher Monatschronik,* Nr. 1, Winterthur August 1932

BAUHOFER ARTHUR, *Der Brand von Uster und das Gesetz über Eigentumsschutz,* Zürcher Taschenbuch 1965, Zürich 1964

BERNOULLI CHRISTOPH, *Betrachtungen über den wunderbaren Aufschwung der gesammten Baumwollen-Fabrikation,* Basel 1825

CÉRENVILLE BERNARD DE, *Le système continental et la Suisse 1803–1813.* Diss., Lausanne 1906 — CÉRENVILLE

CURTI THEODOR, *Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert,* Neuenburg (1902) — CURTI

CUSTER ANNEMARIE, *Die Zürcher Untertanen und die französische Revolution,* Diss., Zürich 1942 — CUSTER

EGLI GOTTLIEB, *Der Brand von Uster,* Uster 1889 — EGLI

ERMATINGER EMIL, *Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz,* München 1933 — ERMATINGER

FURRER ALFRED, *Volkswirthschaftslexikon der Schweiz,* 3 Bde., Bern 1887–1891

GRUNER ERICH, *Die Arbeiter in der Schweiz im 19. Jahrhundert,* Bern 1968 — GRUNER

HAAS WALTER, *Jakob Stutz und die Anfänge des Vereinstheaters,* NZZ Nr. 242, 18. Okt. 1975 — HAAS

HAEGI OSCAR, *Die Entwicklung der zürcher-oberländischen Baumwollindustrie,* Diss., Weinfelden 1925 — HAEGI

JENNY ADOLF, Artikel Textilindustrie in: *Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Socialpolitik und -verwaltung,* herausgegeben von N. REICHESBERG, 3. Bd., 1. Teil, Bern 1912 — JENNY

KNESCHAUREK FRANCESCO, *Wandlungen der schweizerischen Industriestruktur seit 1800,* in *Schweiz. Zeitschrift f. Volkswirtschaft und Statistik,* 1964	
LUKAS JOSEF, *Der Maschinensturm von Uster,* Arbon 1932	
MATTMÜLLER MARKUS, *Bauern und Tauner im schweizerischen Kornland um 1700,* in *Schweizer Volkskunde,* Heft 4, Basel 1980	MATTMÜLLER, Bauern u. Tauner
MATTMÜLLER MARKUS, *Die Schweiz im 18. Jahrhundert: Die Problematik eines Entwicklungslandes,* Schriftenreihe der Schweiz. Vereinigung für Ernährung, Heft 14, Bern 1971	MATTMÜLLER, Die Schweiz im 18. Jh.
MATTMÜLLER MARKUS, *Das Einsetzen der Bevölkerungswelle in der Schweiz,* in *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* Nr. 3, Wiesbaden 1976	MATTMÜLLER, Bevölkerungswelle
MITCHELL BRIAN R., *European historical Statistics 1750–1970,* London 1975	MITCHELL, europ. Statistics
MITCHELL BRIAN R., *Abstracts of British historical Statistics,* Cambridge 1962	MITCHELL, brit. Statistics
NADLER JOSEF, *Literaturgeschichte der deutschen Schweiz,* Zürich 1932	NADLER
GAYER ARTHUR D., ROSTOW W. und JACOBSON SCHWARTZ ANNA, *The Growth and Fluctuation of the British Economy, 1790–1850,* 2 Bde., neue Ausgabe, Hassocks 1975	ROSTOW
SPOERRY HEINRICH, *Zeit des Überganges von der Heimindustrie des Zürcher Oberlandes zum industriellen Betrieb,* o.O.u.J. (1933)	
SPOERRY HEINRICH, *Die Baumwollindustrie von Wald,* Wald 1935	
STUDER JULIUS, *Die Geschichte der Kirchgemeinde Bäretswil im Kanton Zürich,* Zürich 1870	STUDER
Theater am Neumarkt, *Der Brand von Uster ...* von JAKOB STUTZ, Programmheft, Zürich 1974	
VOGEL FRIEDRICH, *Memorabilia Tigurina oder Chronik der Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich (1820–1840),* Zürich 1841	VOGEL
WARTMANN HERMANN, *Industrie und Handel,* in: *Die Schweiz im 19. Jahrhundert,* herausgegeben von PAUL SEIPPEL, 3. Bd., Bern und Lausanne 1900	
WEBER ROBERT, *Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz,* 2. Bd., Glarus 1866	WEBER
WITTMANN WALTER, *Die Take-off Periode der schweizerischen Volkswirtschaft,* in *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft,* 4. Heft 1963	
ZOLLINGER JAKOB, *Auf den Spuren von Jakob Stutz,* Wetzikon 1977	

Wertvolle Hinweise auf Literatur zum Thema verdanke ich Frau Dr. Béatrice Veyrassat und den Herren Dr. Martin Salzmann, Prof. Hansjörg Siegenthaler und lic. phil. Albert Tanner. Herrn Stadtpräsident Walter Flach von Uster danken wir für den Druckkostenbeitrag der Stadt Uster.

2. *Die Krisis des schweizerischen Staatenbundes im Sommer 1833*[175]

Die Einteilung der Geschichte in Zeitabschnitte ist gebräuchlich und wohl kaum zu umgehen, birgt aber bekanntlich die Gefahr, dass die Bedeutung der Zäsuren überschätzt wird. Anderseits, und dies wird weniger beachtet, ist es auch möglich, dass zeitlich nahe bei der Zäsur liegende, aber nicht mit ihr zusammenfallende historische Entscheidungen unterschätzt werden. Dies dürfte mit den schweizergeschichtlichen Ereignissen des Jahres 1833 der Fall sein, die nur drei Jahre nach dem mit Recht auf 1830 festgelegten Beginn der sogenannten Regenerationszeit stattfanden.

Diese Regeneration bestand im wesentlichen in der Änderung einer Reihe von Kantonsverfassungen in liberalem Sinne. Die neuen Verfassungen waren gegründet auf die Prinzipien der Volkssouveränität, der daraus abgeleiteten politischen Gleichberechtigung aller Bürger und der repräsentativen Demokratie. Gleichzeitig mit den Verfassungsänderungen übernahmen die Liberalen die Regierungsgewalt, und damit verbunden war auch ein sozialer Wandel, indem in den Städtekantonen der Aufstieg der ehemaligen Untertanen in die politische Führungsschicht begann. Manche Führer der Liberalen entstammten aber vorerst noch den vormals allein regimentsfähigen Familien.

In den schweizergeschichtlichen Darstellungen wird nun meist ohne weiteres vorausgesetzt, dass mit den erwähnten Verfassungsänderungen die Weiterentwicklung der Kantone für die nächsten Jahre in grossen Zügen gegeben war. Die zeitgenössischen Quellen zeigen nun aber, dass 1830 und 1831 zwar die Jahre der Änderung, aber nicht zugleich der Entscheidung waren. Es musste sich erst noch erweisen, ob die neue Ordnung der Dinge überhaupt lebensfähig sei.

Die vorerst überrumpelten konservativen Kräfte sammelten sich wieder. In den noch regierenden oder eben von der Macht verdrängten ländlichen und städtischen Oberschichten war die Überzeugung, allein zur Regierung befähigt und befugt zu sein, noch stärker verankert, als es aus geschichtlicher Distanz vielleicht erscheinen mag. Die konservativen Familien standen über die Kantonsgrenzen hinweg miteinander in Verbindung und bestärkten sich gegenseitig in der Auffassung, dass die Neuerungen des Jahres 1831 unmöglich von Dauer sein könnten.

Die liberalen Führer ihrerseits fühlten sich damals durchaus noch nicht fest im Sattel und von der öffentlichen Meinung nicht genügend unterstützt. Es kostete grosse Mühe, die neuen Verwaltungen aufzubauen und in Gang zu bringen. Der sanktgallische Landammann Gallus Jakob Baumgartner erhielt zum Beispiel auf der Tagsatzung von einem Kollegen im Regierungsrat Mitteilung, dass die kantonale Verwaltungstätigkeit während seiner Abwesenheit ins Stocken geraten sei.

175 Leicht überarbeitetes Manuskript eines Vortrags.

Auf der Tagsatzung standen sich drei ungefähr gleich starke Parteien gegenüber. Zu den Liberalen zählten jene Kantone, die zum Schutze ihrer neuen Verfassungen das sogenannte Siebnerkonkordat abgeschlossen hatten, nämlich die drei Vororte Zürich, Bern und Luzern, ferner Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Zu den Konservativen gehörten Uri, Schwyz, Unterwalden, Basel, das Fürstentum Neuenburg und mit gewissen Einschränkungen auch Zug und Wallis. Diese zwei Parteien rangen um die Vorherrschaft in der Schweiz. Die übrigen Stände können zu der allerdings nicht einheitlichen Mittelpartei gezählt werden, es waren: Glarus, Freiburg, Schaffhausen, Appenzell, Graubünden, Tessin, Waadt und Genf.

In den Jahren 1831 und 32 nahmen die Angelegenheiten von Basel und Schwyz die Tagsatzung ungewöhnlich in Anspruch. In diesen Kantonen waren die Verfassungskämpfe noch nicht zum Abschluss gekommen. Die geforderte politische Gleichberechtigung wollte von der Stadt Basel der Landschaft und von Altschwyz den äusseren Bezirken nicht gewährt werden. Die Tagsatzung konnte sich zu keinen durchgreifenden Massnahmen entscheiden, begnügte sich schliesslich damit, zu verhindern, dass die Auseinandersetzungen gewaltsam ausgetragen wurden – und nicht einmal dies gelang. Das Ansehen der obersten Landesbehörde wurde dadurch stark erschüttert. Im September 1832 beschloss die Tagsatzung auf Betreiben der Liberalen, die faktisch bereits vollzogene Trennung Basels zu anerkennen und der Landschaft Basel auf der Tagsatzung einen Sitz mit halber Stimme einzuräumen. Daraufhin besammelten sich im November des gleichen Jahres die Gesandten von Uri, Schwyz, Unterwalden, Basel und Neuenburg in Sarnen zu einer Konferenz. Sie bezeichneten die Bildung eines neuen Halbkantons als bundeswidrig und erklärten, an keiner Tagsatzung teilnehmen zu wollen, an der Baselland vertreten sei.

Den Berichten des österreichischen Gesandten in der Schweiz ist zu entnehmen, dass die konservativen Führer schon viel früher an eine Abspaltung und die Bildung einer Gegentagsatzung dachten, als die schweizerische Geschichtschreibung bisher angenommen hatte. Am 15. April 1831, als erst die Hälfte der dann als regeneriert bezeichneten Kantone sich eine neue Verfassung gegeben und die Kantonsbehörden neu gewählt hatte, informierte nämlich der zweite Walliser Gesandte de la Pierre den österreichischen Gesandten Bombelles, dass «le Valais, les petits cantons, celui de Bâle et (il l'espéroit aussi) les Grisons étoient décidés à se séparer du reste de la Suisse», falls die revolutionären Kantone ein «Attentat» gegen den Bundesvertrag unternehmen sollten.

Metternich suchte mässigend auf die schweizerischen Konservativen einzuwirken. Er hatte auch kaum Verständnis dafür, dass im Kanton Schwyz Bauern anderen Bauern die politische Gleichberechtigung verweigern wollten, um so mehr als dies zu politischen Wirren führte, die die Kontrolle des strategisch wichtigen Alpenraumes durch konservative Kantonsregierun-

gen an einem Orte in Frage stellten. Den ungeduldig eine Gegenoffensive vorbereitenden konservativen Führern passte offenbar die österreichische Zurückhaltung nicht ins Konzept. Der Schwyzer Landammann von Weber riet Bombelles im September 1831 geradezu, er solle gegen die Instruktionen, die er erhalten habe, ankämpfen, weil sie die Schweiz in die Anarchie führen müssten.

Die Trennungsabsicht der konservativen Kantone zieht sich wie ein roter Faden durch die Berichte des österreichischen Gesandten. Am 28. Februar 1832 schrieb er an Metternich: «Les hônnetes-gens brûlent de tenter une réaction.» Die Urkantone würden auf die Unterstützung von Wallis, Graubünden, Neuenburg und Basel zählen und seien «bien décidées à se séparer de ceux des cantons qui, à la prochaine Diète, voudroient d'une manière ou d'une autre, porter atteinte au pacte fédéral». Diese Kantone fragten Österreich, Russland und Preussen an, ob sie ihre Gegentagsatzung anerkennen und der eidgenössischen Tagsatzung die Anerkennung entziehen würden. Metternich riet, der unübersehbaren Komplikationen wegen davon ab, sich zu trennen.

Auf das Jahr 1833 kündigte sich also eine Spaltung der Eidgenossenschaft und ein offener Machtkampf an. Darüber war man sich in beiden Lagern klar. Der Führer der Solothurner Liberalen, Josef Munzinger, schrieb anfangs 1833 in einem Privatbriefe: «Die Krankheit der Schweiz ist endlich zu einer Krisis gekommen, wird diese nicht gehörig geleitet, so erfolgt Tod.»

Um die Krise zu überwinden, wollten sich die Liberalen einer Reform des Bundes bedienen. Damit hätten sie auf einen Schlag verschiedene Ziele erreicht. Die angestrebte Stärkung des Bundes hätte zugleich ihre Machtposition verbessert, denn sie versprachen sich einen massgeblichen Einfluss auf die neu zu schaffenden Bundesorgane. Dadurch wäre auch der Weiterbestand der liberalen Kantonsverfassungen von oben abgesichert worden. Eine Revisionskommission der Tagsatzung hatte im Spätjahr 1832 eine neue Bundesverfassung entworfen. Die Vororte sollten durch einen Bundesrat ersetzt, das gleiche Stimmrecht der grossen und kleinen Stände jedoch nicht angetastet und die Hoheitsrechte der Kantone nur mässig beschnitten werden. Eduard Pfyffer, Tagsatzungspräsident des Jahres 1832 und Luzerner Gesandter für das Jahr 1833, schrieb einem politischen Freunde: «Ich erblike im erschienenen Entwurfe den einzigen Rettungsbalken. Was besteht kann nimmer fortbestehen, wenn es mit einer Verfassung so weit gekommen ist wie mit der unsrigen [von 1815], so vermag keine menschliche Kraft mehr sie zu erhalten.»

Auf einer im März 1833 beginnenden und in Zürich abzuhaltenden Tagsatzung sollte der Verfassungsentwurf durchberaten und genehmigt werden. Sobald sich zwölf Kantone dafür ausgesprochen hatten, wollten die Liberalen den neuen Bund in Kraft treten lassen. Es überrascht einigermas-

sen, dass auch Staatsmänner der Mittelpartei sich mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatten, wäre doch juristisch die Annahme durch sämtliche Kantone nicht zu umgehen gewesen.

Die Aussicht, in der Frage der Bundesreform vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden, beunruhigte die einer solchen Politik grundsätzlich abgeneigten Stände des sogenannten Sarnerbundes, die gleichzeitig mit der Tagsatzung in Schwyz konferierten. Sich nicht von der Bundesreform überrollen zu lassen, war für sie ein weiteres Motiv ihrer Abspaltung. Nach aussen wurde diese allerdings nur mit der Bildung eines Halbkantons Basel-Landschaft begründet, juristisch hätte es sich ja nicht rechtfertigen lassen, wegen eines für die Zukunft erwarteten Beschlusses über die Bundesrevision die Tagsatzung zu verlassen. Aus den internen Akten der Sarnerstände geht aber hervor, dass diese sich wiederholt darüber berieten, wie sie sich verhalten sollten, wenn die projektierte Bundesverfassung von einer Mehrheit von Ständen in Kraft gesetzt werden wollte. Religiöse oder konfessionelle Motive sind hinter dem Sarnerbund nicht zu suchen. Er wollte in abgesonderter Stellung den Zerfall des gegnerischen Lagers abwarten und sich für eine konservative Neukonstituierung der Schweiz auf der Grundlage des Bundes von 1815 bereithalten.

Diese Wendung der Dinge wollte der Sarnerbund allerdings nicht bloss passiv abwarten, sondern er bearbeitete eine Reihe von Kantonen, um sie zum Anschluss zu veranlassen. Man hoffte dabei vor allem auf Zug und Tessin. Es gelang aber nur, Zug zum Verlassen der Tagsatzung zu bewegen. Hingegen hatte Wallis mit Rücksicht auf die Stimmung im unteren, liberal gesinnten Kantonsteil das Protokoll von Sarnen nicht ratifiziert, zog sich aber ebenfalls von der Tagsatzung zurück.

Es waren nun immerhin im ganzen sieben Kantone, die sich von der Tagsatzung entfernt hatten, und in Zürich verblieben somit fünfzehn Kantone, gerade die Minimalzahl, die gemäss Geschäftsreglement der Tagsatzung zur Verhandlungsfähigkeit erforderlich war. Verliess ein einziger weiterer Kanton die Tagsatzung, dann war sie nicht mehr beschlussfähig. Die liberalen Gesandten erkannten die Gefahr noch rechtzeitig und vermochten eine Abänderung des Tagsatzungsreglementes durchzusetzen, wonach die Anwesenheit von zwölf Ständen zur Verhandlungs- und Beschlussfähigkeit ausreichte. Noch bevor diese Änderung von der erforderlichen Zahl Kantone ratifiziert worden war, entfernten sich beide Appenzell, allerdings nur vorübergehend, aus Zürich, einerseits, weil sie an der Bundesrevision nicht teilnehmen wollten, anderseits, weil ihnen die langen Tagsatzungen zu viele Kosten verursachten.

Der Bundesentwurf war im Mai durchberaten und noch mehr Wasser in den zentralistischen Wein gegossen worden. Ausserdem hatte die Tagsatzung die Aufnahme eines Halbkantons Ausserschwyz beschlossen, dem eine halbe Standesstimme zukommen sollte, was natürlich die Fronten weiter verhärtete.

Im übrigen befehdeten sich die Tagsatzung und die Konferenz von Schwyz im Frühling 1833 nur mit schriftlichen Erklärungen und Aufforderungen und verharrten vorläufig in abwartender Haltung. Die Tagsatzung hätte dabei wohl den längeren Atem besessen, denn Baumgartner urteilte wohl richtig, wenn er schrieb, ausserordentliche politische Kampfmassnahmen, wie der Versuch einer Gegentagsatzung, müssten, um zum Ziele zu führen, rasch Erfolge aufweisen können, aber solche Erfolge, wie etwa der Anschluss weiterer Kantone, blieben ja aus.

Trotzdem zeigten sich die ersten Ermüdungserscheinungen nicht auf Seite der Sarner, sondern bei der Tagsatzung. Sie war ja heterogener zusammengesetzt, und die Kantone der Mittelpartei suchten zwischen der Tagsatzung und den Sarnerständen eine Vermittlung anzubahnen. Der Vorort Zürich unterbreitete am 31. Mai in einem Kreisschreiben allen Ständen den Vorschlag zu einer Vermittlungskonferenz. Am 22. Juni musste er jedoch in einem neuen Kreisschreiben den Kantonen mitteilen, dass sich hiefür zu wenig Geneigtheit gezeigt habe. Neben Graubünden, dem Initianten, hatten nur drei liberale und fünfeinhalb Kantone der Mittelpartei dem Vorschlag zugestimmt. Die Kantone des Sarnerbundes fanden zwar, man könne mit Rücksicht auf das antragstellende Graubünden nicht wohl ablehnen, versprachen sich aber von einer Konferenz kein Ergebnis und behandelten daher die Angelegenheit dilatorisch. Sie hatten Zürich bis zum 22. Juni noch keine definitive Antwort erteilt.

Allein schon das Zustandekommen einer Vermittlungskonferenz wäre für die Sarnerstände ein gewisser politischer Erfolg gewesen, hatte doch die Tagsatzung bisher darauf bestanden, dass sie in den Schoss der Tagsatzung zurückkehren und dort über die hängigen Fragen mitberaten sollten. Die Anberaumung von Vermittlungsverhandlungen, gewissermassen einer Sondertagsatzung, hätte demgegenüber die Stellung des Sarnerbundes aufwerten müssen. Sein Desinteresse an einer Vermittlungskonferenz darf wohl als Indiz gelten, dass er gar nicht solche taktische Erfolge, sondern, wie seine Gegenspieler, weiter gesteckte Ziele im Auge hatte.

Anfangs Juli begann die ordentliche Tagsatzung, ohne dass sich die eine oder andere Seite auf dieses Datum etwas Neues hätte einfallen lassen. Im Juli kamen dann aber die Dinge in Fluss. Unter den ersten Kantonen, die das Bundesverfassungsprojekt dem Volke zur Abstimmung unterbreiteten, befand sich Luzern. Man erwartete allgemein ein zustimmendes Resultat, wollte das Projekt doch Luzern zur Bundeshauptstadt machen. Völlig unerwartet verwarf jedoch das Luzernervolk am 7. Juli die Bundesurkunde. Den Radikalen war sie in der Zentralisierung zu wenig weit gegangen. Ausschlaggebend war jedoch nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Zeitgenossen die ablehnende Haltung der konservativen Geistlichkeit. Es ist allerdings nicht richtig, wenn Johannes Dierauer schreibt, der Klerus sei dabei einer Weisung des Bischofs von Basel gefolgt, im Gegenteil, Bischof

Salzmann hatte ausdrücklich davon abgemahnt, gegen das neue Verfassungsprojekt Propaganda zu machen, enthielt es doch keinerlei kirchenfeindliche Bestimmungen. Die luzernerische Geistlichkeit beurteilte in ihrer Mehrheit die Frage jedoch anders als ihr Bischof. Damit hatte die Auseinandersetzung zwischen dem Klerus und den auf eine Umgestaltung des Bundes drängenden liberalen Kräften begonnen.

Nach einer Äusserung des Berner Gesandten Karl Schnell wirkte das Luzerner Resultat auf die liberalen Tagherren wie ein Donnerschlag. Schnell schrieb am 9. Juli seinem Bruder: «Der Teufel ist los. Luzern hat mit stupender Mehrheit den Bund verworfen ... Der Geist der Tagsazung war in den letzten Zeiten miserabel, vielleicht, dass solche Stösse heilsam einwirken ... Die Ereignisse werden sich nun drängen, die Crisis ist da, sehe man dass man sie bestehe.» Aber was wollten die liberalen Kantone oder die Tagsatzung in dieser Lage unternehmen? Gereizt und vollends erschüttert wünschte Luzern, wie Baumgartner schreibt, eine vertrauliche Besprechung der liberalen Gesandten. Man gelangte dabei zu keinem Beschluss. Schnell klagte über die Rat- und Hilflosigkeit, aber auch er wusste keinen brauchbaren Vorschlag. Man sah rasch ein, dass sich das neue Verfassungsprojekt, nach dem Schlage, den es in Luzern erhalten hatte, wohl überhaupt nicht realisieren lasse –, damit war der Hauptplan der Liberalen gescheitert. Die Zürcher Regierung nahm nun den Gedanken von Vermittlungsverhandlungen wieder auf und lud die Sarnerstände in einem freundlich gehaltenen Schreiben auf den 5. August nach Zürich zu einer solchen Konferenz ein.

Karl Schnell war sehr niedergeschlagen und sah trübe für die Zukunft der liberalen Kantone. Er schrieb seinem Bruder: «Wenn Gott nicht Wunder wirkt, ist es um uns geschehen.» Am 29. Juli meinte er: «Gut dass die Privilegien-Ritter und ihre Anhänger unsere Schwäche noch nicht bei Licht sehen und sich in diesem Augenblick noch vor uns fürchten.» Hierin irrte sich Schnell, man sah in Schwyz diese Schwäche nur zu deutlich und liess sich dadurch zum entscheidenden Fehler verleiten.

Das Resultat der Luzerner Abstimmung hatte die in Schwyz konferierenden Stände ebenfalls überrascht und natürlich sehr ermutigt. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass sich der Liberalismus auf dem Niedergang befand, so schien er hier erbracht. Der Präsident der Schwyzerkonferenz, Landammann Franz Xaver von Weber, notierte sich: «Der Radikalismus» – wie die Konservativen den Liberalismus schlechthin bezeichneten – «ist jetzt nur noch wie eine Flamme, die, ehe sie ganz auslöscht noch einigemale auflodert.»

Die Sarnerstände richteten ihre Blicke vor allem auf Luzern, wo die Konservativen eine Flugschrift verbreiteten, die ziemlich offen zum Sturz der liberalen Kantonsregierung aufforderte, und hofften, es werde der Regierung nicht gelingen, sich wieder zu festigen.

Am 26. Juli beriet die Konferenz von Schwyz über die Beschickung der Vermittlungskonferenz. Obschon einige Bedenken vorgebracht wurden, kam sie doch zum Schluss, eine Ablehnung gehe nicht wohl an. Nur die Schwyzer Delegation äusserte grundsätzliche Einwände. Nach dem Bericht des Urner Gesandten bemerkte sie: «Ob man sich denn aus der rechtlichen Stellung jetzt verrüken wolle, in einem Augenblik, wo das Barometer der Sarnerstände täglich höher stehe.» Laut Konferenzprotokoll betonte Schwyz, es sei Zürich mit seinem Verhandlungsangebot nur darum zu tun, das Volk in Luzern einzuschläfern, damit sich seine Regierung halten könne. Trotz wiederholter Verhandlungen waren die Schwyzer nicht zum Einlenken zu bewegen. Sie wollten die Frage einer Vermittlungskonferenz ihren Behörden zum Entscheid vorlegen.

Über solche Beratungen findet sich weder im Staatsarchiv, noch in den Privatarchiven von Weber und ab Yberg eine Notiz. Obschon sich sein Protokoll darüber ausschweigt, muss aber der dreifache Landrat doch getagt und beschlossen haben, rasch vollendete Tatsachen zu schaffen, denn im Kopierbuch der ausgehenden Korrespondenzen ist eine Vollmacht des Landrates an den Obersten ab Yberg eingetragen, den zu Ausserschwyz gehörenden Bezirk Küssnacht militärisch zu besetzen. Nach dem Bekanntwerden des Luzerner Abstimmungsresultates war in jenem Bezirk die zu Innerschwyz haltende Minderheit unruhig geworden. Es kam zu Zusammenstössen, und Altschwyz entschied sich zum Eingreifen. Anknüpfend an die Vollmacht, schrieb die Regierung von Schwyz an ab Yberg: «Wir stehen übrigens mit ihnen in gleicher Ansicht, dass sie sich mit der guten Parthei in Verbindung setzen sollen, doch so, dass Sie sich mit derselben deutlich dahin verständigen, dass sie diese Nacht noch den Angriff wiederhole und schriftlich ihre Hülfe anrufe.»

Auf ein Hilfegesuch hin besetzte ab Yberg dann am 31. Juli Küssnacht. Die dortigen Bezirksbehörden hatten bei Luzern Unterstützung gesucht. Der Luzerner Schultheiss Amrhyn, Tagsatzungspräsident des Jahres 1831, eilte mit den Farben seines Standes den anrückenden Schwyzertruppen entgegen und protestierte im Namen seines Kantons und der Tagsatzung. Ab Yberg antwortete, er anerkenne keine andere Eidgenossenschaft als die dermalen in Schwyz versammelte und stellte Amrhyn das Ultimatum, innert einer Stunde Küssnacht zu verlassen. Innerschwyz gab dem Publikum diese Einzelheiten in einem Bulletin bekannt. Offenbar war es darauf abgesehen, das Ansehen der Luzerner Regierung und der Tagsatzung zu schwächen. Ab Yberg soll weiter geäussert haben, er werde noch am gleichen Tage in Luzern einziehen. Nach anderen Zeugnissen wartete er auf eine Erhebung der Luzerner Konservativen. Beide Angaben liessen sich nicht verifizieren. Zwischen dem dokumentarisch nachweisbaren Interesse der Altschwyzer an einem Umsturz in Luzern und der Aktion gegen Küssnacht dürfte jedoch ein Zusammenhang bestehen.

Die Sarnerstände haben später erklärt, der Zug nach Küssnacht sei ohne Wissen der Konferenz in Schwyz erfolgt. Verschiedene Indizien lassen jedoch vermuten, dass die Konferenzdelegierten inoffiziell davon Kenntnis hatten.

Am 31. Juli orientierte dann Schwyz die Sarnerstände offiziell über die laufende Aktion gegen Küssnacht. Weder die Regierungen von Uri und Unterwalden, die schriftlich verständigt worden waren, noch die in Schwyz anwesenden Gesandten erhoben Einwände. Der Nidwaldner Delegierte Ackermann beglückwünschte Schwyz und bemerkte, es habe als rechtmässiger Herr Küssnacht besetzt. Die übrigen Gesandten fanden, der Anfang sei nun gemacht, das Begonnene müsse mit Kraft fortgesetzt werden. Eine Mahnung des Vorortes Zürich vom 31. Juli, dass er die Besetzung ausserschwyzerischen Gebietes unter keinen Umständen zulassen könne, traf am 1. August, also zu spät, in Schwyz ein. Die Schwyzer Regierung unterrichtete ab Yberg mit folgenden Zeilen: «So eben erhalten wir vom eidgenössischen Vorort dasjenige Schreiben, welches wir Euer Tit. abschriftlich beilegen. Die darin geführte Sprache hat uns jedoch keineswegs abgeschreckt und glauben auch, dass selbe bei Ihnen von eben so wenig Eindruck seyn werde.» Damit hatte die Schwyzer Regierung die Lage nun allerdings falsch eingeschätzt.

Am 31. Juli abends um 9 Uhr liefen in Zürich Nachrichten von Amrhyn über die Vorgänge in Küssnacht ein. Die vorörtliche Regierung versammelte sich sofort, rief noch in derselben Nacht das gesamte Bundeskontingent ihres Standes unter die Waffen und besammelte auf den nächsten Morgen die Tagsatzung. Am 1. August hiess es in Zürich, in Luzern sei ein Aufstand ausgebrochen, am gleichen Tage gingen in Bern Gerüchte um, Luzern sei bereits von Schwyzertruppen eingenommen. Die Besetzung Küssnachts hatte die vermittlungswilligen Stände der Mittelpartei brüskiert und die Tagsatzung als ganzes herausgefordert. Das hatte die für die Sarnerstände unerwünschte Wirkung, dass die Gesandten der Mittelpartei näher zu den Liberalen rückten und es diesen möglich war, genügend Standesstimmen für energische Gegenmassnahmen zu sammeln. Es ist dabei auch zu berücksichtigen, dass, wie aus einem Privatbrief des Tagsatzungspräsidenten Johann Jakob Hess hervorgeht, der Luzerner Eduard Pfyffer, der von allen liberalen Gesandten bei der Mittelpartei über das grösste Ansehen verfügte, nun besonders an durchgreifenden Massnahmen interessiert war.

Die Tagsatzung bot am 1. August 16 000 Mann auf, von denen ein ansehnlicher Teil dazu bestimmt war, Küssnacht zu besetzen und die Grenzen von Ausserschwyz zu decken. Gleichzeitig bot sich ein schicklicher Grund, zuverlässige Truppen anderer Kantone in und durch den Kanton Luzern marschieren zu lassen und diesen damit gegen jeden Umsturzversuch zu sichern. Die Tagsatzung war so sehr überzeugt, dass die Aktion gegen Küssnacht Bestandteil eines umfassenderen Planes sei und es nun auch in Basel

losgehen werde, dass sie in eventum einen Militärkommandanten für die Besetzung dieses Kantons bestimmte. Karl Schnell war nun wieder zuversichtlicher. Er schrieb seinem Bruder: «Der von Inner Schwyz verübte Landfriedensbruch würkte magisch auf die Deputirten», die Tagsatzung habe in der Folge kräftige Beschlüsse gefasst.

Die Sarnerstände waren hingegen am 1. August noch der Auffassung, bei der Besetzung Küssnachts handle es sich um eine bereits abgeschlossene Episode. Eine von der Konferenz eingesetzte Kommission beriet neuerdings über ein schriftliches Konzept der auf der Vermittlungskonferenz einzuschlagenden Taktik. Solche Kommissionssitzungen wurden zwar nicht protokolliert, der Schwyzer Landschreiber Reding hinterliess darüber aber private Notizen. Vor dem Küssnachterzuge hatten sich die Sarnerstände mit Ausnahme von Schwyz geeinigt, gegen eine Rücknahme der Beschlüsse über die Trennung von Basel und Schwyz der Stadt Basel und Altschwyz einen Gewaltsverzicht nahelegen zu wollen. Am 1. August herrschte dagegen allgemein die Auffassung, ein solcher Verzicht sei den rechtmässigen Regierungen von Basel und Schwyz nicht zuzumuten. Die entsprechende Bemerkung wurde zwar nicht gestrichen, aber, wie Reding notierte, mit «Beisätzen» versehen, «dass sie soviel als nichts». Basel und Schwyz sollten die Wiedervereinigung ohne fremde Einmischung durchführen, womit zweifellos die Tagsatzung ausgeschaltet werden sollte. Zu jener Zeit muss auch eine militärische Aktion gegen den ebenfalls zu Ausserschwyz gehörenden Bezirk Einsiedeln verabredet worden sein, denn das Konferenzprotokoll vom 2. August enthält den Beschluss, auf eine Besetzung Einsiedelns zu verzichten.

Am 2. August nachmittags um vier Uhr erhielt die Konferenz von Schwyz nämlich Kunde von den am Vortage gefassten Tagsatzungsbeschlüssen. Der Urner Landammann Zgraggen hatte als Mitglied des eidgenössischen Verwaltungsrates in Zürich an der Überprüfung des eidgenössischen Kriegsfonds teilgenommen und kehrte nun zurück. Es hatte ihn viel Mühe gekostet, die Beschlüsse der Tagsatzung in Erfahrung zu bringen. Dies war ihm, wie er berichtete, «endlich im geheimen auf der eidgenössischen Kanzlei» gelungen. Schwyz wandte sich nun dringender als vorher an Uri und Unterwalden um militärische Unterstützung, erhielt aber von beiden Ständen ausweichenden Bescheid.

Am Morgen des 3. August traf aus Zürich die Nachricht ein, dass infolge der Besetzung Küssnachts die Vermittlungskonferenz verschoben worden sei. Der Urner Delegierte freute sich, wie er seiner Regierung schrieb, «herzlich» darüber. Offenbar vermochte er die für den Sarnerbund bedrohlich gewordene Lage immer noch nicht zu überblicken.

Am Mittag des gleichen Tages traf der Nidwaldner Landammann Zelger in offizieller Mission in Schwyz ein und eröffnete der Konferenz, dass Nidwalden nur zur Verteidigung des alten Landes Schwyz, nicht aber von

Küssnacht, Unterstützung gewähren werde. Zelger kritisierte dann auch die kurz vor der Vermittlungskonferenz unternommene militärische Aktion und erklärte laut Konferenzprotokoll: «Besonders habe seine Committenten mit tiefem Schmerz erfüllt, dass in diesem Augenblicke Besitz von einem Territorio genommen worden, das quästionirlich seie.» Darauf erteilte Schwyz den Befehl zur Räumung Küssnachts. Als die Konferenz dies erfuhr, bekam Schwyz von Uri, Obwalden und Basel neue Vorwürfe über eigenmächtiges Handeln zu hören. Die Urner Regierung hatte allerdings am gleichen Tage ebenfalls beschlossen, zwar Truppen aufzubieten, aber auch eine Sonderdelegation nach Schwyz zu entsenden, mit der dringenden Aufforderung, Küssnacht zu räumen. Die Urner Abordnung traf aber erst in Schwyz ein, als der Rückzugsbefehl schon erteilt worden war. Nun tadelte sie diese Massnahme und sprach von der Hilfe, die Uri zu leisten bereit gewesen wäre. Der Befehl zum Rückzug aus Küssnacht scheint für Uri und Unterwalden auch der willkommene Anlass gewesen zu sein, nun nicht mehr von ihrer militärischen Unterstützung zur Verteidigung des Altschwyzer Gebietes zu reden.

Ebenfalls am 3. August kam es in Basel zu einer entscheidenden militärischen Kraftprobe. Auf die Kunde vom Küssnachterzug war die Aufregung in Stadt und Landschaft Basel aufs höchste gestiegen. Bei dem der Stadt treu gebliebenen Dorfe Diepflingen kam es zu einem nächtlichen Kugelwechsel, der zwar keine Opfer forderte, aber in der Stadt den Entschluss zu einem Ausfall reifen liess, der am 3. August mit 1500 Mann unternommen wurde.

Auf die ersten Nachrichten vom Ausbruch des Bürgerkrieges im Kanton Basel trat die Tagsatzung am 3. August nachts um 11 Uhr zusammen, bot neue Truppen auf, die gegen die Basler Grenze verlegt werden sollten, und wartete bis morgens 3 Uhr auf neue Nachrichten. Aber erst am nächsten Vormittag trafen Meldungen von der Niederlage der Stadtbasler in Zürich ein.

In Schwyz war der Ausgang des Kampfes in Basel am 4. August noch unbekannt. Die Konferenz beriet an diesem Tage über die Verteidigung von Altschwyz und der übrigen Innerschweiz. Im Verhältnis zu früher zeigte sich die Schwyzer Delegation zurückhaltend und bemerkte, dass die Schwyzertruppen soeben entlassen worden seien und kaum sofort von neuem aufgeboten werden könnten. Ab Yberg betonte gemäss Protokoll: «Er wisse wohl, dass Truppenaufstellungen bei uns fast unausführbar seien.» Diese Bemerkung kann wohl nur im Zusammenhang mit dem eben stattgefundenen Truppenaufgebot gedeutet werden, und Anton von Tillier liefert den Schlüssel zu ihrem Verständnis, denn er schreibt in seiner Geschichte der Regenerationszeit: «In Schwyz selbst war die Unternehmung auf Küssnacht so wenig volksthümlich gewesen, dass das Volk sie vielmehr gleich Anfangs missbilligt und die Milizen sich nach dem Rückzug aus demselben

beinahe alsogleich zerstreut haben.» Der militärische Kampf für politische Privilegien, die für den einzelnen Landmann zudem kaum ins Gewicht fielen, vermochte demnach die Schwyzer Milizen nicht mehr zu überzeugen. Ähnlich war die Stimmung in Uri und Unterwalden, deren Regierungen gelegentlich mit leiser Ungeduld Innerschwyz aufgefordert hatten, durch Entgegenkommen einen Zwist zu beenden, der die Kraft der Urkantone lähme. – Die Möglichkeiten eines bewaffneten Widerstandes der Innerschweiz sind jedenfalls durch die Selbstentlassung der Schwyzertruppen, und nicht, wie es gelegentlich dargestellt wird, durch die erst später bekannt gewordene Niederlage der Stadtbasler entscheidend beeinträchtigt worden.

Der rasch nach der Besetzung Küssnachts erfolgte Ausfall der Stadt Basel schien die These von einem umfassenden Komplott zu bestätigen, und das Volk in den meisten nicht zum Sarnerbund gehörenden Kantonen erregte sich darob. Die Milizen leisteten willig ihren Dienst, und der Ruf der Liberalen nach energischen Massnahmen fand in der öffentlichen Meinung Unterstützung.

Die Vermutung, dass die Aktionen von Basel und Altschwyz Bestandteile eines allgemeinen Umsturzplanes gewesen seien, ist schwer zu belegen. Natürlich standen die Konservativen der ganzen Schweiz miteinander in Verbindung, und gelegentlich kam auch die Koordination militärischer Aktionen und Aufstandsbewegungen zur Sprache. Besonders tätig waren hierin die Berner. Nach einer in Rankes historisch-politischer Zeitschrift erschienenen Darstellung war die Besetzung von Küssnacht «unzweifelhaft das Werk» von «jungen Berner Patriziern». Verfasser dieses Berichtes war der konservative Johann Caspar Bluntschli, damals Professor der Rechtswissenschaft an der im Sommer 1833 gegründeten Universität Zürich.

Möglicherweise waren der Küssnachterzug und der Ausfall der Stadtbasler zeitlich koordiniert worden. Zumindest dürfte die geglückte Besetzung von Küssnacht die Basler ermuntert haben, wenn sie losschlagen wollten, es jetzt zu tun, um den Gegner gleichzeitig an beiden Fronten zu beschäftigen. Die Sarnerstände haben zweifellos auch einen Umsturz in Luzern zu fördern gesucht. Bei aufmerksamer Lektüre des von ihnen hinterlassenen Aktenmaterials gewinnt man trotzdem nicht den Eindruck, dass sie, und wäre dies auch nur im geheimen und ohne Notizen zu hinterlassen geschehen, einen grössere Teile der Schweiz umspannenden Angriffsplan ausgeheckt haben. Auch die meisten liberalen Gesandten gelangten bald zu dieser Überzeugung.

Vorerst waren sie noch damit beschäftigt, die Lage völlig unter Kontrolle zu bringen. Am 5. August beschloss die Tagsatzung die militärische Okkupation von Stadt und Landschaft Basel. Am 6. August kam die Besetzung von Innerschwyz zur Sprache. Mühsame inoffizielle Verhandlungen waren vorausgegangen. Noch fast entschiedener als die Kantone des Siebnerkonkordates forderten Freiburg und Appenzell-Ausserrhoden die Besetzung.

Die Kantone der Mittelpartei, und auch Solothurn, wollten anfänglich nicht beistimmen, Hauptgegner waren Waadt und Genf. Eduard Pfyffer erklärte ihnen, wenn die Tagsatzung sich nicht zu einer Besetzung von Ausserschwyz aufraffen könne, werde Luzern zusammen mit den beiden anderen Vororten und den übrigen hierfür geneigten Kantonen, diese Massnahme selbst vollziehen. So entschloss sich eine Mehrheit der Tagsatzung dann doch für die Besetzung. Waadt und Genf erklärten in den offiziellen Verhandlungen, es sei ihnen keine andere Wahl geblieben, als zuzustimmen, weil Schwyz sonst durch Freischaren okkupiert worden wäre.

Weitere Massnahmen der Tagsatzung folgten. Die beiden Halbkantone von Schwyz wurden angewiesen, sich wieder zusammenzusetzen und eine gemeinsame Verfassung auszuarbeiten, die unter den gegebenen Verhältnissen von der politischen Gleichberechtigung auszugehen hatte. Im Falle Basels schien die gegenseitige Erbitterung so gross, dass die Trennung von den Tagherren als das kleinere Übel betrachtet wurde, sie behielten die Möglichkeit einer Wiedervereinigung aber ausdrücklich vor. Der Sarnerbund wurde von der Tagsatzung als aufgelöst erklärt und die dissidenten Stände aufgefordert, sich in der obersten Bundesbehörde wieder vertreten zu lassen. Neuenburg wollte sich als einziger Kanton dieser Aufforderung nicht fügen, musste aber nachgeben, als ihm militärische Besetzung angedroht worden war. Im Herbst 1833 war die Tagsatzung wieder vollständig, die Krise des schweizerischen Staatenbundes war überwunden.

Der österreichische Gesandte hatte Metternich am 10. August geschrieben: «La dernière heure du parti de la résistance a sonné en Suisse. Un manque d'entente, une précipitation impardonnable, des illusions de tout genre auxquelles une triste réalité a fait succéder le plus lâche découragement; telles sont les causes d'un résultat d'autant plus facheux qu'il a amené la catastrophe que nous déplorons tous au moment où les amis de l'ordre et du bien voyaient enfin luire l'aurore d'un meilleur avenir.» Zu den Massnahmen der Tagsatzung meinte Bombelles: «Quoique je ne me trouve aucune disposition à devenir le panegyriste de cette assemblée, je ne puis disconvenir que depuis le danger a paru, elle a montré de la tête et de l'énergie ... jusqu'ici sa marche est correcte.»

In manchen Zeitabschnitten laufen die Entwicklungen nebeneinander und lassen sich ohne wesentliche Beeinträchtigung des Verständnisses gesondert betrachten. Es kommen in der Geschichte aber immer wieder Jahre, in denen die verschiedenen Fäden der Entwicklung ineinanderlaufen und sich unter Umständen zu einem Knoten schürzen, der dann meist mehr oder weniger gewaltsam gelöst wird. Bei den schweizerischen Ereignissen des Jahres 1833 handelt es sich um eine derartige Krisis. Sie wird jedoch in neueren Darstellungen der Schweizergeschichte, im Gegensatz zu jener des Zeitgenossen Baumgartner, nicht im Zusammenhang beurteilt. Johannes Dierauer, zum Beispiel, behandelt in seinem 1830 beginnenden Kapitel die

Verfassungsänderungen in den Kantonen, dabei ist von Schwyz die Rede, ohne dass die Konferenz von Schwyz erwähnt würde, die ganze Geschichte des Sarnerbundes ist in den Abschnitt über Basel eingeflochten. Im nächsten Kapitel wird dann der Versuch einer Bundesreform weitgehend isoliert dargestellt. Der zum Verständnis nötige Überblick geht so verloren.

Der Ausgang der Krisis führte zu den erwähnten Neukonstituierungen der Kantone Basel und Schwyz. Aber neben diesem staatsrechtlich fassbaren Resultat sind die mehr hintergründigen Auswirkungen auf die Machtverhältnisse nicht minder wichtig. Die Ereignisse des Jahres 1833 werden ja in manchen Einzelheiten erst voll verständlich, wenn sie als Machtkampf im eidgenössischen Rahmen begriffen werden. Die Liberalen hatten sich als stark genug erwiesen, den langwierigen Basler und Schwyzer Verfassungsstreit, dessen Lösung zu ihren Gunsten für beide Parteien eine eidgenössische Prestigeangelegenheit geworden war, nach ihrem Willen zu beenden. Nun konnten auch die Verfassungsänderungen von 1831 in den übrigen Kantonen als konsolidiert betrachtet werden. Ausweitungen hatte dieser Erfolg jedoch nicht. In den Kantonen des Sarnerbundes erfolgte kein Regimewechsel, und die Bundesrevision kam vorläufig nicht wieder in Gang. Der Ausgang der Krisis blieb zwar bis gegen Ende der dreissiger Jahre bestimmend, hatte aber zu keiner Entscheidung geführt. In den vierziger Jahren brachen die Gegensätze, wesentlich verschärft durch hinzutretende konfessionelle Motive, von neuem auf, und erst nachdem sie ausgetragen worden waren, kam es zu einer dauerhaften Lösung.